

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

APRIL 1938

64. JAHRGANG

## AUS DEM INHALT

DIESEL: An Österreich! / GOERDELER: Der große Irrtum / v. GULAT-  
VELLENBURG: Denken und Handeln im Okkultismus / GLAHN: Der  
Wilhelmstein / KÜPPER: Elsa Brändström / DUNSTERVILLE: Von der  
weiteren Seite des Krieges / FECHTER: Im Bann der Koordinaten /  
VEHE: Erasmus Grassers Moriskentänzer / v. REZNICEK: Von der Ernst-  
haftigkeit der Mode / Volksbefragung / POHL: Sturz der Göttin. Erzählung

---

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER  
UND EUGEN DIESEL

---

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

# Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHT  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.—

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zugabe bzw. Postüberweisungskosten. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postamt

SCHRIFTFÜHRUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 41  
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSIR. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG

64. JAHRGANG

APRIL 1921

## INHALTSVERZEICHNIS

Eugen Diesel: An Österreich! . . . . .	I
Oberbürgermeister a. D. Dr. Goerdeler: Der große Irrtum . . . . .	3
Die Karte des Monats . . . . .	10
Walter v. Gulat-Wellenburg: Denken und Handeln im Okkultismus . . . . .	11
Hans Otto Glahn: Der Wilhelmstein. . . . .	18
Heinz Küpper: Elsa Brändström . . . . .	26
Major-General Lionel C. Dunsterville: Von der heiteren Seite des Krieges . . . . .	30
Paul Fechter: Im Bann der Koordinaten . . . . .	36
Die ewige Wirklichkeit . . . . .	40
Walter Wehe: Erasmus Grassers Moriskentänzer . . . . .	43
Felicitas v. Reznicek: Von der Ernsthaftigkeit der Mode . . . . .	48
Volksbefragung . . . . .	51
Rundschau . . . . .	54
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. IV. . . . .	61
Literarische Rundschau:	
W. Wirths: Deutschösterreich . . . . .	69
R. Pechel: Von der Sprache . . . . .	70
Madame Mère . . . . .	71
Inselbücherei . . . . .	72
Die unvollendete Revolution . . . . .	73
Bücher der Kunst . . . . .	74
Von gestern und heute . . . . .	76
Ein deutsches Legendenbuch . . . . .	78



# An Österreich!

Von Eugen Diesel

Über Nacht ist Österreich auch politisch geworden, was es in jeder anderen Hinsicht war — deutsch und ein Teil des allen Deutschen gemeinsamen Reiches. Noch ist das Ereignis kaum zu fassen. Im Laufe von wenigen Stunden, fast von zählbaren Sekunden endete die Geschichtsepoche von 1806, dem Ende des alten Reiches der Deutschen, bis zum 12. März 1938. Mehr noch endete als das! Denn schon seit der Reformation, seit dem Dreißigjährigen Krieg, seit dem Siebenjährigen Krieg entfernte sich Österreich, das doch der führende Staat der Deutschen war, politisch immer mehr vom übrigen Deutschland. Welche unbegreifliche Menge von Unglück, Unklarheit, Unentschiedenheit haben wir seit Jahrhunderten erlebt! Aber das ist nun wesenlos geworden. Was Unglück war, ist heute unser Glück. Kaum einem anderen großen Volk kann das beschieden sein, was wir heute erleben.

In scharfem Licht erkennen wir, was falsch war, jahrhundertlang falsch war. Unmöglich für ein großes Deutsches Reich, die alte Vormacht mit der alten Hauptstadt draußen zu wissen, mit all dem Großen und Herrlichen, was deutsch und österreichisch ist! Unmöglich für Österreich, außerhalb des Reiches zu leben, stolz und selbstbewußt zu atmen!

Aber weil wir Deutschen so lange getrennt waren, haben wir erst so recht erkannt, was wir sind, was wir wollen und können, und was wir werden müssen. Wir waren uns gegenseitig Follen: Österreich sah sich im Reich, wir im Reich sahen uns in Österreich. Und wir haben uns lieben gelernt. Da ist eine Liebe gewachsen, um die uns manche andere Nation, die das Erlebnis langer Trennung nicht kennt, beneiden kann. Unsere Liebe zu Deutschland war immer auch eine Liebe zu Österreich. Als kaum faßbares Glück erhielten wir das höchste Geschenk: Österreich, mit all dem, worum

unsere jubelnde Seele weiß, mit dem Schönsten, Heitersten, Tiefften, mit all dem Deutschen im Gewande Österreichs.

Österreich ist unser — und Österreich hat uns gewonnen.

Das Dritte Reich und sein Führer bringen die Segengabe, ihr Brüder in Österreich. Aber Macht seid ihr mächtiger, atmet ihr aus der Enge auf, seid ihr an den Grenzen geachtet und gefürchtet. Rings aus eurer Grenzmark blickt ihr von nun an anders in die Welt hinaus. Unversehens ist Österreich ein Teil der deutschen Macht. Wir sind stolz darauf, euren Stolz wecken zu helfen. Aber auch wir sind durch euch stolzer geworden. Das Reich ist größer, freier, weiter geworden durch das, was ihr einbringt. Mit einem Schlage sind wir noch größer und machtvoller und sind wir noch stolzer auf alles, was alle Deutschen schufen und uns näher ans Europa der Zukunft heranführt.

Welche politische, welche geistige und seelische Macht war der Möglichkeit nach in Österreich! Nun trat sie — lange verschüttet — in die helle, kraftvolle Wirklichkeit. Nach Ost und West, Nord und Süd, von Stamm zu Stamm, von Land zu Land ist Deutschland verändert. Die Wandlung Gesamtdeutschlands beginnt. Durch Deutschland zucken nun Strahlen der Kraft, bunt, vielfältig, reich wie seit je, alle geeint, ausgerichtet wie nie vorher. Wir fahren auf einem neuen Wagen des Schicksals hinaus ins neue Jahrhundert.

In dieser hohen Zeit sei uns klar: Was uns jetzt geschenkt wurde, muß in kommenden großen Gefahren behauptet werden. Die Welt steht nicht still. Man wird uns fürchten. Aber die Wiedervereinigung ist der erste große Schritt zum allgemeinen europäischen Frieden, zur großen Zukunft aller der Völker, die verstehen, sich selbst treu zu sein.



## Der große Irrtum

Als Frankreich im Herbst 1936 seine Währung zusammen mit anderen Ländern und in erfreulicher Übereinstimmung mit England und USA. abwertete, habe ich unter der Überschrift „Währendes Geld“ darauf hingewiesen, daß die Abwertung des französischen Frank nur dann ihren erstrebten Erfolg haben könne, wenn Frankreich gleichzeitig seinen Haushalt in Ordnung brächte. „Tut es das nicht, verschafft es sich die Mittel zur Betreuung seiner öffentlichen Aufgaben durch vermeintliche Zauberkunststücke, so zerstört es selbst wieder die Grundlagen zur neugeschaffenen Währung. Dann steigen die Preise, und der Sparer sowie der nur von dem Ergebnis seiner Gegenwartsarbeit Lebende erleiden eine immer weitergehende Einbuße an Kaufkraft.“ — In einer zweiten Veröffentlichung „Frankreichs Erfahrungen nach der Abwertung“ habe ich im Februar 1937 dargelegt, daß Frankreich bis zu diesem Zeitpunkt die Warnungen der Vernunft überhört und daher sein Ziel noch nicht erreicht hatte. Waren doch fast gleichzeitig mit der Frank-Abwertung die Arbeitszeit verkürzt, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und die Löhne erhöht, um den Arbeitern eine „größere Kaufkraft“ zu geben! Ich habe damals festgestellt, daß solche Maßnahmen der französischen Regierung niemals eine Wiederbelebung herbeiführen könnten.

Wenn ich mich heute, im Anschluß an eine längere Reise, insbesondere durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, erneut mit dem großen Irrtum unserer Zeit beschäftige, so kann ich darauf hinweisen, daß in Frankreich das in jenen beiden Abhandlungen Vorausgesagte in vollem Umfang eingetroffen ist. Es handelt sich nicht um Prophetenkunst, sondern lediglich um unabdingbare Erkenntnisse; es handelt sich nicht um mehr an Klarheit und Beständigkeit als erforderlich ist, um ein Stück Holz, das man als solches erkannt hat, nicht nach Wunsch oder Befehl als Eisen, sondern eben als Holz zu bezeichnen. Seit Monaten steht Frankreich im Ringen zwischen harter Erkenntnis und weichen Wunschträumen. Mit seinem soeben verabschiedeten neuen Arbeitsstatut hat es zwar diese noch nicht ganz aufgegeben, denn der „Indexlohn“ setzt den unendlichen Spirallauf Lohnerhöhung — Preiserhöhung — Lohnsteigerung — Preiserhöhung usw. in Bewegung. Immerhin offenbart sich in dem Statut die Erkenntnis, daß der Arbeiter nicht abseits der Wirtschaftlichkeit seines Unternehmens bestehen kann. Das ist ein großer Fortschritt, zumal er von einer immer allgemeiner werdenden Erkenntnis getragen wird.

Als Präsident Roosevelt sein Amt antrat, war die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten auf 10—12 Millionen geschätzt. Seine Maßnahmen gingen an der Tatsache vorbei, daß alle Länder der Welt sich in ähnlicher Verfassung befanden. Diese Tatsache hätte sie alle zu der klaren Erkenntnis führen müssen, daß die Ursache der Schwierigkeiten nicht allein in den Besonderheiten des Binnenmarktes lag, sondern daß in sehr hohem Grade die letztlich auf das



Diktat von Versailles zurückgreifenden Verengungen des Weltmarktes entscheidend waren. Aber auch Präsident Roosevelt entschloß sich lediglich zu Maßnahmen im Binnenmarkt, die diesen Zusammenhang außer acht ließen und sie als Ding an sich behandelten. Sie sollten die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse heben, gleichzeitig die Kaufkraft der Industriearbeiter stärken und durch öffentliche Arbeiten die Zahl der Arbeitslosen vermindern. Durchgesetzt waren diese Maßnahmen mit sozialen Schöpfungen. Ich habe vor dem Willen des Präsidenten Roosevelt jede Achtung, aber ich habe stets betont, daß fast keine seiner Maßnahmen Erfolg haben konnte.

Es mußte an sich schon schwer sein, in einem Land, dessen Landwirtschaftlich verwertbare Fläche Arbeit und Ernährung für 400 Millionen Menschen bietet, in dem aber nur 130 Millionen Menschen leben, die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu erhöhen. Der Verfall des Weltmarktes hatte ja den Absatz erschwert und die Preise gedrückt. Die erste Maßnahme des Präsidenten Roosevelt, Preise durch Regierungskäufe zu heben, war an sich möglich, nicht grundsätzlich unverständlich, aber zweifellos auch nicht notwendig, denn dies Land hatte ja immer natürliche Reserven. Wenn diese Maßnahmen nicht begleitet waren von einer kräftigen Initiative zur Wiederherstellung des Welthandels, mußten sie sich zeitlich totlaufen.

Seine zweite Maßnahme, dem Farmer Prämien für die Beschränkung der Erzeugung zu zahlen, war von vornherein verfehlt. Eine Volksgemeinschaft darf ihren Mitgliedern nicht Prämien für Nichtstun geben, dann handelt sie naturwidrig. Die amerikanischen Farmer haben auch sehr gern lieber das Staatsgeld hingenommen als unter Risiken gearbeitet. Also mußten in den Jahren 1935, 1936 nach USA. Schweine, ja sogar hin und wieder Weizen eingeführt werden. Diese ungeheuerliche Tatsache hat dann Veranlassung gegeben, mit dem Prämienystem Schluß zu machen. Die Normalernte 1937 hat den Präsidenten Roosevelt noch einmal veranlaßt, alle nur möglichen künstlichen Maßnahmen zur Wiederaufrichtung der landwirtschaftlichen Preise dem Kongreß vorzuschlagen, aber bis Ende 1937 hatte der Kongreß in klarer Erkenntnis, daß diese Maßnahmen ja alle verfehlt sein müssen, alle Vorschläge abgelehnt. Wenn neuerdings gesetzliche Maßnahmen beschlossen sind, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie fehl gehen müssen, und daß in Wahrheit nunmehr der Nordamerikaner erkannt hat, wie schicksalbestimmt sein großes Land in die Weltwirtschaft verstrickt ist, und daß Isolierungspolitik Verzichtspolitik sein würde.

Präsident Roosevelt hat die „Kaufkraft“ des Industriearbeiters heben wollen, indem er für die einzelnen Industriezweige die Arbeitsbedingungen in der Richtung verkürzter Arbeitszeit und erhöhter Löhne beeinflusste. Diese Maßnahme war schon deswegen abwegig, weil sie den Farmer nicht aus der Schere zwischen niedrigen Agrar- und hohen Industriepreisen herausbringen konnte, sondern die letzteren noch weiter in die Höhe trieb. Aber kann denn überhaupt Kaufkraft durch staatliche Beeinflussung der Löhne geschaffen werden? Klarheit hierüber ist um so wichtiger, als Präsident Roosevelt in



seinen Verlautbarungen es als sein Ziel bezeichnet hat, das Nationaleinkommen und die Kaufkraft zu erhöhen; gleichzeitig hat er ein Gesetz vorgelegt, das die Arbeitszeit begrenzt; dies alles, nachdem Frankreich durch gleichwertige Maßnahmen in Schwierigkeiten geraten ist.

Gewiß drückt sich Kaufkraft im Gelbbesitz aus. Aber Geld kann nicht durch willkürliche Staatsakte geschaffen und vermehrt werden. Geld ist lediglich ein Anerkenntnischein, daß entsprechende Mengen tauschbarer Werte zum Tausche zur Verfügung stehen, daß A und B an der Schöpfung dieser Mengen mit Leistungen beteiligt waren und dafür entsprechende Geldwerte und hiermit die Möglichkeit erhalten haben, sich gleichwertige Güter oder Leistungen einzutauschen. Es gibt also keinen Anspruch darauf, irgend etwas leisten zu dürfen und dafür Geld zu erhalten. Sondern es gibt nur die Anwartschaft für eine Leistung, die andere in Tausch zu nehmen und dafür entsprechenden Gegenwert zu geben bereit sind. Das Risiko für die Güte und die Absahfähigkeit der Leistung muß der Leistende tragen; sonst nimmt ihm der Staat schließlich den Lebenswillen. Dies alles wird ganz klar, wenn man auf den Urgrund alles Wirtschaftens zurückgeht. Der Mensch arbeitet, um zu leben und sein Leben zu verbessern. Um dies zu erreichen, stehen ihm geistige und körperliche Kräfte sowie Kräfte und Schätze der Natur zur Verfügung. Ursprünglich hat jeder Mensch in dieser Weise sein Leben und mit eigenen Leistungen bestritten. Der Einzelne hat alles getan, um Nahrung, Kleidung und Wärme sich zu verschaffen. Der großartige Fortschritt der Arbeitsteilung hat ermöglicht, daß nicht jeder alles tut, sondern jeder das, wozu er am fähigsten ist. Er zwingt dann aber auch zum Tausch, denn der eine erzeugt ja nur Nahrung, der andere nur Kleidung usw. Diese Entwicklung schreitet fort, je mehr der Mensch lernt, den Raum zu überwinden. Sie endet damit, daß der Javanese den Tee, der Amerikaner die Baumwolle, der Australier die Wolle, der Deutsche die hochwertigen Feinwerkzeug-Maschinen am besten herstellt; schließlich können einzelne nur kulturelle Güter erzeugen, erziehen, lehren usw., andere die gemeinsamen Angelegenheiten des Soldaten, Beamten usw. betreuen. Aber eins bleibt selbst bei fortgeschrittener Arbeitsteilung nötig: die erzeugte Leistung muß tauschbar und begehrt sein, sonst spielt sie in dem Lebenserhaltungs- und Gestaltungskampf keine Rolle. Die vielen Tauschhandlungen können natürlich nicht so ausgeführt werden, daß der Bauer seinen Bedarf von der landwirtschaftlichen Maschine bis zum Radioapparat in den verschiedenen Pläken der Welt mit Roggenpaketen bezahlt. Man stelle sich vor, welche Fortbewegungsmittel und welche Vorratsräume allein für Roggen überall angelegt werden müßten. Man stelle sich vor, daß jeder jedem anderen die Leistung, die er haben möchte, mit Leistungen bezahlt, die er selbst vollbracht hat, wie es zu Beginn der Arbeitsteilung geschah, und man kommt zu der plastischen Vorstellung, daß fortgeschrittene Arbeitsteilung und erweiterte Raumbeherrschung dies ausschließen. Ohne die Schaffung eines leicht bewegbaren Geldes, das in jedem Augenblick jede tauschbare Ware vertritt, ist die ganze technische und zivilisatorische Entwick-



lung, ja wohl auch ein Teil der Kulturentwicklung der Menschheit nicht denkbar. Aber dieses Geld ist nur dann echt, hat nur dann vollen Tauschwert, wenn es wirklich eine tauschbare Leistung repräsentiert. Dies tut es nur, wenn der Staat dafür sorgt, daß der Wert der verfügbaren Geldmenge gerade dem Werte aller zum Tausch bereitstehenden tauschbaren Güter entspricht, d. h. Geld ist gestaltgewordenes tauschbares Ergebnis geleisteter Arbeit. Wer also über mehr Geld verfügen will, als er heute hat, muß eine größere Leistung vollbringen. Dann hat er größere Tauschkraft. Es ist aber nicht möglich, daß der Staat die Kaufkraft dadurch erhöht, daß er seinen Bürgern für eine gleiche oder vielleicht sogar geringere Leistung einen höheren Geldwert bewilligt. Es ist wohl möglich, denjenigen Menschen, die in einer Brotfabrik die Arbeit der Zeigknetmaschine regulieren und überwachen, für ihre bisherige Arbeitsleistung eine höhere Geldmenge zu geben; dann verschiebt man aber nur den Wert ihrer Leistung im Verhältnis zum Wert anderer, nimmt also einem anderen etwas weg. Denn entweder muß nun der Brotfabrikant andere Löhne — selbst wenn er Maschinen neu kauft, bezahlt er in Wirklichkeit nur Herstellungslöhne, Gehälter usw. — kürzen oder ihre Kürzung durchsetzen. Dann sind diese anderen durch die Bevorzugung der einen Gruppe entsprechend geschmälert. Oder er muß seine Verkaufspreise erhöhen; dann werden die Käufer des Brotes in ihrer Tauschkraft gekürzt. Oder er muß seinen eigenen Anteil schmälern; zweifellos möglich. Aber wenn man die Höhe der Löhne und Gehälter in einer geordneten Volkswirtschaft mit der Höhe der Gewinnanteile vergleicht, so kommt man ja zu der sehr harten, aber leider unausweichlichen Feststellung, daß selbst bei der wirtschaftlich unmöglichen, weil jede Schöpfungskraft tötenden Abschaffung aller Führervergütungen und Kapitalrenten die Löhne nur um einen ganz geringen Prozentsatz erhöht werden könnten.

Nun gibt es auch untauschbare Werte; ein Museum, ein Dom, ein nur für ganz bestimmte Zwecke brauchbares Gebäude können nicht getauscht werden. Ergebnis und Erkenntnis: die für die Herstellung solcher Schöpfungen aufgewendeten Arbeitsleistungen können niemals Unterlage für Geldschöpfungen sein, denn das Geld ist, wie dargelegt, naturhaft an die t a u s c h b a r e Leistung gebunden. Es ist also nicht möglich, die Angehörigen eines Volkes zum Zwecke ihrer Lebenserhaltung mit Dombauten zu beschäftigen. Dabei würden sie alle verhungern. Es ist nur möglich, den Dom zu errichten, indem jeder, nachdem er seine tauschbare Arbeitsleistung vollbracht hat, an der Errichtung des Domes mitarbeitet. Oder in Geld gesprochen: Dom- und ähnliche Bauten können nur von dem errichtet werden, was eine Volkswirtschaft nach Deckung aller zur Erhaltung des Lebens notwendigen Bedürfnisse für diese Zwecke an Arbeitsleistung noch erübrigt.

Hieraus ergeben sich ganz klare Grenzen für die Möglichkeit, durch Arbeiten, die die Gemeinschaft bezahlt, einzelne Mitglieder der Gemeinschaft zu beschäftigen. Solche ö f f e n t l i c h e A r b e i t e n sind nur in dem Umfange ohne verhängnisvolle Wirkungen statthaft, wie ihre Bezahlung aus den Überschüssen tauschbarer Leistungen möglich ist. In einer Volkswirtschaft schlagen sich solche Ergebnisse ersparter Tauschleistungen in Form von Sparguthaben, von Sachgütern usw. als Kapital



nieder. Der Gemeinschaft stehen für öffentliche Arbeiten, d. h. für Arbeiten, die sich nicht aus eigenen brauchbaren Erzeugnissen bezahlt machen, nur das einstmals erarbeitete und nichtverbrauchte Leistungsergebnis (Kapital) und vom laufenden Arbeitsergebnis das zur Verfügung, was zur Erhaltung des eigenen Lebens nicht benötigt wird. Nicht ein Gramm mehr. Alle heute in der Welt aufgestellten Behauptungen, daß darüber hinaus zum Zwecke der öffentlichen Arbeitsbeschaffung Kredite mit irgendwelchen Papieren oder Scheinen geschöpft werden könnten, sind auf Irrtum oder Selbsttäuschung aufgebaut. Der Hochstand der Geld- und Banktechnik verleitet dazu. Es müssen aber stets schädliche Wirkungen eintreten. Die Kreditpapiere werden immer dahin drängen, Zahlungsmittel zu werden und das Geld zu verschlechtern. Sie stellen neben echtes Sparkapital das unechte ungedeckter Forderungen an den Staat. Sie verschlechtern also den Wert des echten Kapitals; sie schaffen eine Kapitalinflation. Die Selbsttäuschung hierüber geht so weit, daß der berühmte englische Gelehrte Keynes vom demnächstigen sanften Tod der Kapitalrente und von der Möglichkeit spricht, mit diesen Mitteln ewige Totalbeschäftigung zu sichern. In Wahrheit handelt es sich um nichts anderes, als daß der Staat für Leistungen, die er in der Gegenwart erhält, künftige Kapitaldeckung verspricht. Er meistert also die Schwierigkeiten der Gegenwart nur dadurch, daß er sie auf die Zukunft verschiebt. Es ist sehr wohl zu verantworten, der Zukunft Lasten aufzubürden, aber nur insoweit, als Vorteile sie in den Stand setzen, diese Lasten zu tragen. Eine andere Finanzierung kann sich nur ein Staat und nur auf kurze Zeit erlauben, der willens und fähig ist, in gemessener Zeit außerhalb seiner Grenzen Deckung durch echtes Kapital zu finden.

Wenn also Präsident Roosevelt Milliardenbeträge seit 1933 für öffentliche Arbeiten aufgewandt hat, so war das vertretbar für Werke, die Zinsen und Tilgung aus sich selbst heraus abwarfen, im übrigen aber nur, wenn gleichzeitig die Gesamtpolitik in allen ihren Maßnahmen und in allen ihren Einzelheiten darauf gerichtet war, die ständig steigenden Zinsen und Tilgungen aus einer entsprechend gesteigerten Verwertung der Leistungskraft der Nordamerikaner zu decken. Dann mußten alle Einzelbetätigungen der Politik, insbesondere auch die Außenpolitik, schnurstracks auf dieses Ziel hingehen. Auf keinen Fall durften Schulden gemacht werden, die im verfügbaren Sparkapital des Volkes keine Deckung mehr finden. Jedes Volk braucht den größten Teil seiner Ersparnisse, um Wohnungen zu bauen, sie einzurichten, Fabriken, Werkstätten und Maschinen zu schaffen, Bauernhöfe mit Inventar usw. zu versehen; sonst kann es seine Wirtschaftskraft nicht ausnützen. Erst der Überschuß steht für andere Anlagen zur Verfügung. — Man sieht also, daß eine solche, die Zukunft belastende Politik an bestimmte Grenzen gebunden ist. Der entscheidende Anzeiger dafür, daß die Grenze der jeweiligen Leistungskraft innegehalten wird, ist der Ausgleich des öffentlichen Haushalts, einschließlich der Zins- und Tilgungslasten. Er ist unabdingbar, weil ja sonst sogar diese Lasten der Zukunft zugeschoben würden. — Die Schulden der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich seit 1933 um ungefähr 20 Milliarden Dollar erhöht. Sie sind zum größten Teil



nicht durch offene Anleihen auf Sparguthaben, sondern durch Regierungsbonds gedeckt, die die Banken nicht in beliebiger Menge halten können. Abgesehen hiervon ist dem Präsidenten Roosevelt das Entscheidende nicht gelungen, nämlich den öffentlichen Haushalt auszugleichen. Nun lese ich zwar hier und da, daß in Zeiten, wie den heutigen, die Staaten Aufträge erteilen müssen, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und daß schließlich der Ausgleich des öffentlichen Haushaltes nicht so wichtig sei! Das ist alles vollkommen unrichtig. Auch die Gemeinschaft kann nicht mehr leisten, als die Summe der Leistungskräfte aller beträgt; auch sie ist an die Tatsache gebunden, daß man nicht mehr ausgeben kann, als man hat. Das Hinweggleiten über diese Tatsache ist Selbstbetrug. Die Wissenschaft, die ihn fördert, übernimmt eine schwere Verantwortung. Der Staat läuft an der Tatsache vorbei, daß es seine Aufgabe ist, der Leistungskraft seiner Bürger Tauschmöglichkeiten zu schaffen und zu sichern und auf dieses Ziel Außen- und Innenpolitik abzustellen. Der Einzelne wird die harte Tatsache eine Zeitlang nicht gewahr, daß — solange der öffentliche Haushalt nicht im Gleichgewicht ist — er oder seine Kinder und Kindes- kinder mehr leisten oder bei mangelndem Absatz einfacher leben müssen. Je länger die lebende Generation sich dieser Härte entzieht, desto schwerer hat es die folgende.

Es ist kein Wunder, daß die Vereinigten Staaten heute vor der gleichen Entscheidung stehen wie Frankreich. Wer die klaren und ebensowenig wie das Fallgesetz außer Geltung zu setzenden Gesetze, die in der Natur und damit auch für den Menschen gelten, verlegt, muß eines Tages für das, was er getan hat, einstehen. Dies erkennen die Nordamerikaner, und daher resultiert zur Zeit die Lähmung ihrer Wirtschaftskräfte. Es gibt kein Ausweichen, ohne wieder neuen Schaden anzurichten; auch dies wissen sie. Vielleicht überseht Präsident Roosevelt noch diese harten Tatsachen, aber das nordamerikanische Volk ist ebenso wie das französische klug und gesund genug, um sich aus diesen Verstrickungen zu befreien, und beide Völker sind kräftig genug, wieder die volle Härte dieser Natur und dieses Lebens zu ertragen.

Seit 1919 wird Irrtum an Irrtum, Selbsttäuschung an Selbsttäuschung gereiht. Dieser und jener entwickelt daraus sogar Theorien. Das Diktat von Versailles übersah, daß der hohe Lebensstandard aller Kulturvölker von dem wohlgeordneten Gleichgewicht und dem freien Leistungsaustausch abhing, die eine hervorragende Staatskunst des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Leidenschaft erzeugte den ferneren Irrtum, daß das Deutsche Reich sämtliche Kriegslasten tragen könnte. Als er erkennbar wurde, schloß sich der Irrtum an, den eigenen Lebensstandard durch Anleihen bei den anderen erhalten zu können. Als auch dieser Irrtum 1930 zusammenbrach, fanden nur wenige den richtigen, aber harten Weg, und noch weniger blieben auf ihm. Der große Irrtum klammert sich an die Vorstellung, daß die Staaten dem Einzelnen irgendwie die Schwierigkeiten und Risiken des Lebenskampfes voll abnehmen können, sei es durch öffentliche Arbeiten, sei es durch garantierte Arbeitszeiten oder Löhne, daß es dem Einzelnen wie der Gesamtheit gestattet sei, mit verminderten Leistungen besser zu leben.



Es ist lediglich der große Irrtum unserer Epoche, die gewaltigen zauberhaft erscheinenden Leistungen der Technik ausnützen zu können, um das Zauberkunststück zu vollbringen, daß man in der Gegenwart mehr verbrauchen kann als das, was vorhanden ist. Hierin offenbart sich in Wahrheit ein verhängnisvoller Materialismus: die Gegenwart möge das Leben genießen; die Zukunft möge sehen, wie sie mit den neuen Lasten fertig werde. Ist es nun noch ein Wunder, daß allmählich in vielen Kulturstaaten die Kinderzahlen beängstigend zurückgehen? Nein! In der Beschränkung der Kinderzahlen kommt lediglich der Wille der lebenden Erwachsenen zum Ausdruck, ihr eigenes Dasein materiell auszukosten, selbst auf die Gefahr hin, eine Fortsetzung des eigenen Wirkens und desjenigen der Vorfahren in kommenden Generationen nicht mehr zu finden.

Die Befreiung aus diesem großen Irrtum unserer Epoche ist nur möglich durch klare Erkenntnisse und ihre Anwendung, selbst wenn sie hart sind. Dazu gehört Mut. Er kann nur durch äußerste Anspannung der moralischen Kräfte gewonnen werden, die Gott dem Menschen verliehen hat. Freiheit des Einzelnen, Freiheit des Volkes ist die entscheidende Voraussetzung für stolzen Mut und höchste Leistung; Willkür ist ihr Tod, Recht ihr Gott; Verantwortungsbewußtsein erhebt sie zur Opferbereitschaft, adelt sie zur Güte. Nur auf dieser Grundlage kann jenes moralische und materielle Gleichgewicht wiedergefunden werden, dessen die Welt bedarf.



# Die Karte des Monats



## Deutschland und der Donauraum

Deutschland ist ins Reich zurückgekehrt. Im Donauraum hat eine neue Epoche begonnen. Mit einem Schläge sind die politischen und wirtschaftlichen Pläne erfüllt, die die Donau folgenden aus ihrem natürlichen Nordwest-Süd-Ost ausleiten wollten. Die natürlichen Geleise des Raumes verweisen die Donaustaaten auf eine enge wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reich. Nur zusammen mit dem deutschen Handelspartner können die südlichen Agrarstaaten ihr wirtschaftliches Gleichgewicht finden. Als starker Handelspartner des Südens nimmt Deutschland bereits rund 20% der Gesamtanfuhr der südeuropäischen Staaten auf. Mit der Eingliederung Deutschlands ist die Donau der längste reißende Fluß geworden. Die Zeit, in der raumfremde Mächte der Eigengesetzlichkeit des Donauraums Gewalt antun konnten, ist endgültig vorüber.



# Denken und Handeln im Okkultismus

Der Zauber, der das zunächst noch Undurchsichtige, Geheimnisträchtige, Rätsel-hafte, Wunderbare umweht, war von alters her die mächtigste Quelle des Stre-bens nach Erkenntnis. Mit dem „thaumazein“, dem „sich wundern“, begann für die Griechen der erste Schritt der Forschung. Dies braucht sich durchaus nicht nur auf Ungewohntes zu richten, sondern „in jeder Minute“, wie Bismarck einmal schrieb, „sehn wir Wunder, und nichts als solche. Die, gegen welche wir durch die tägliche Gewohnheit abgestumpft sind, rechnen wir als den natürlichen Lauf der Dinge, dem jeder altkluge Tor auf den Grund zu sehen meint; tritt uns aber etwas Neues, dem bisher beobachteten, aber doch unerklärten Lauf des großen Räderwerks anscheinend Fremdes entgegen, dann rufen wir über Wunder, als ob nur diese Erscheinung uns unbegreiflich wäre.“

Okkult, d. h. verborgen in diesem Sinne war und ist uns vieles, was dem menschlichen Wissen erschlossen wurde und wahrscheinlich noch erschlossen werden wird. Für eine große Zahl von Erscheinungen, nicht nur auf dem Gebiet der Natur, sondern auch dem der wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen z. B. fehlt uns eine stichfeste und lückenlose Einsicht in deren Bedingungen und Ursachen. Wir halten jedoch an der Überzeugung fest, daß sie durch bekannte Kräfte, deren Zusammensetzung nur im Einzelfalle noch undurchsichtig ist, hervorgebracht werden. Das *W e s e n* des Wirkenden, so meinen wir, ist uns nicht verborgen, nur sein Verhalten im Sonderfall. Mit andern Worten, wir glauben zu wissen, *w a s* wirkt, aber nicht, *w i e* es hier und jetzt wirkt.

Von dieser Betrachtungsweise scheidet sich der Okkultismus, indem er ein davon grundsätzlich verschiedenes Programm aufstellt. Er behauptet, daß Er-scheinungen beobachtet worden seien, an denen alle Erklärungsversuche durch bisher bekannte Kräfte bzw. Ursachen scheitern und die daher durch gänzlich unbekannte, d. h. „okkulte“ Kräfte hervorgerufen seien; deren Erforschung sich eben eine be-sondere Wissenschaft, die Lehre des Okkultismus, zur Aufgabe stelle.

Man darf dem Okkultismus nicht allzusehr zum Vorwurf machen, daß er lange mit allen Mängeln des Aberglaubens und kindischer Zauberei behaftet war und eigentlich erst seit drei Jahrzehnten sich von dem Weirwerk des Spiritismus zu säubern und eine ernsthafte Wissenschaft zu werden versucht. Er kann sich darauf berufen, daß auch die anerkannte Forschung eine vorwissenschaftliche Periode durch-laufen mußte. So wurden in der Zeit der mythologischen Naturerklärung für die Naturerscheinungen Götter verantwortlich gemacht, ähnlich, wie beim Spiri-tismus mitwirkende „Geister“. Doch traten schließlich an Stelle der Götter Naturkräfte. Der Okkultismus kann ferner darauf verweisen, daß die Astrologie Vorläufer der Astronomie, die Alchimie der Chemie war und in neuerer Zeit z. B.

die Naturphilosophie Schellings, die zuerst als „eine Mischung von Scharfsinn, Tiefsinn und Unsinn“ verspottet wurde, den Naturwissenschaften bei ihrem glänzenden Aufstieg wertvolle Antriebe verlieh. Es liegt mir daher vollkommen fern, einen — wie mir vielfach entgegengehalten wird — von vornherein ablehnenden Standpunkt einzunehmen.

Ich bleibe jedoch bei meiner Forderung, daß der Anspruch des Okkultismus, eine Wissenschaft zu sein, erst dann zu Recht erhoben werden darf, wenn er mit unwiderleglicher und nicht mehr anfechtbarer Methode den Nachweis für seine Behauptungen liefert. Er muß also belegen, daß es „okkulte“ Erscheinungen tatsächlich gibt, d. h. solche Erscheinungen, die sich durch die bekannten Erklärungsformen nicht begreifen lassen. Erst dann kann er daran gehen, das Zustandekommen der Phänomene erklären zu wollen.

Der Okkultismus gibt nun dem, was er unter „Phänomenen“ (Erscheinung) versteht, einen über den üblichen Sinn hinausgehenden Rahmen. Brennt ein Haus, so ist das Feuer die Erscheinung, ertönt eine Glocke, so das Geräusch, und nichts anderes. Der Okkultismus versteht aber mehr darunter. Nicht nur die einfache Tatsache, sondern er rechnet zur Erscheinung auch, daß sie offenbar unmöglich von bekannten Ursachen hervorgerufen sei. Er behauptet also, festgestellt zu haben, daß bestimmte Erscheinungen in den gewohnten Naturzusammenhang sich nicht einfügen.

Im Verlauf des Prozesses um den „Dietersheimer Spuk“ äußerte z. B. der humorvolle Vorsitzende: „Daß Kartoffeln durch die Luft fliegen, das kann ich Ihnen jeden Augenblick vormachen. Daß aber eine Kartoffel, die auf einer Bank liegt, ohne daß sie jemand berührt, sich von dort erhebt und durch die Luft saust, das möchte ich gerne einmal sehen.“ Das aber hatte auch keiner der Zeugen gesehen. Sie erklärten nur, unter den obwaltenden Umständen sei eine Berührung nach ihrer Meinung eben unmöglich gewesen.

Allen okkulten Erscheinungen ist ferner gemeinsam: sie sind an eine Mittelperson gebunden, das Medium, sie sind an bestimmte Individuen gebunden; ohne diese Mittelspersonen treten die Erscheinungen nicht auf. Mediale und okkulte Fähigkeiten sind dazu notwendig, von diesem Organismus gehen die Vorgänge also aus.

Die Frage spitzt sich also darauf zu, ob es von Individuen ausgehende supranormale Wirkungen gibt, die, über die seit Generationen festliegenden Erfahrungen hinausgehend, über die Wirkungsweise von Geist und Körper reichen.

Nun legt der Okkultismus in seiner wissenschaftlichen Form Wert darauf, daß er Forschung treibt, deren Gegenstand nicht grundsätzlich geheimnisvoll bleibt, sondern nur bis jetzt noch unaufgeklärt ist. Er will auf diese Weise mystischen Tendenzen, die sich leicht einschleichen könnten, den Weg versperren. Darum führte Richet an Stelle des Wortes Okkultismus den Begriff „Metaphysik“ ein, d. h. etwa „Lehre von seelischen Erscheinungen“. In Deutschland ersetzte man den etwas in Verruf gekommenen Namen Okkultismus gerne durch die Bezeichnung Parapsychologie, d. h. etwa: „die Lehre von den abseitigen Formen und Erscheinungen des Seelenlebens“. Damit vollzog man die Trennung vom Spiritismus.



Man will sagen: nicht von Geistern und ihrem Reich ist die Rede, vielmehr von einem Zweige der Psychologie, der Lehre vom menschlichen Seelenleben.

Dieser Zweig des „Seelenlebens“ umfaßt eine Reihe von ganz verschiedenartigen Erscheinungen: einmal die unter dem Namen „Kryptästhesie“ zusammengefaßten angeblichen Tatsachen der „Telepathie“, d. h. der Gedankenübertragung ohne die sonst üblichen Mittel des Wortes der Gebärde, Berührung und dgl., dann das „Hellsehen“ als die Fähigkeit, ungehemmt durch räumliche und zeitliche Grenzen, Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft wahrzunehmen, auch solche, die niemand sonst bekannt sind.

Eine zweite Gruppe bilden die mechanischen oder physikalischen Erscheinungen: Gegenstände, auch Menschen werden bewegt, ohne daß die bekannten Naturkräfte dafür in Frage kommen, ja sogar im Gegensatz zu den Gesetzen der Schwerkraft. Man schreibt einem Medium „telekinetische“ Fähigkeiten zu, die Gabe, Gegenstände zu bewegen, sogar Menschen im Raum schweben zu lassen, die sogenannte „Levitation“, indem man gleichzeitig behauptet, das Hervorrufen dieser Erscheinungen mit Hilfe bekannter Mittel verhindert zu haben. Hierher gehören auch die sogenannten „Materialisationsphänomene“, worunter die Produktion von Gegenständen und Stoffen, die vorher nicht da waren, verstanden wird und die auf die Fähigkeit des Mediums „teleplastische Emanationen“ (stoffliche Ausstrahlungen) abzusondern, zurückgeführt wird. In diese physikalische Kategorie kann man auch das Tischrücken, die Klopferscheinungen und dergleichen rechnen.

So sehr die Mehrzahl des von den Okkultisten als erwiesen Betrachteten unserm Weltbild, ja vielfach sogar dem „gesunden Menschenverstand“ widerspricht, so wenig ist eine von vornherein verneinende Haltung statthaft. Nicht selten sind Männer mit dem Wort „unmöglich“ gar zu voreilig gewesen. Selbst Hegel passierte das Mißgeschick, daß er in seiner Habilitationsschrift nachwies, es könne zwischen Venus und Jupiter kein weiterer Planet stehen, während die Ceres ihm mit recht weiblicher Bosheit den Streich gespielt hatte, sich gerade einige Wochen vorher in diesem Raum entdecken zu lassen. Ferner, als du Moncel am 11. März 1878 in der französischen Akademie der Wissenschaften zum ersten Male den Phonographen vorführte, wurde er von dem Gelehrten Bouilland an der Kehle gepackt und als „elender Schwindler, Bauchredner“ beschimpft; und Graf Zeppelin mußte erleben, daß eine mathematische Kommission der technischen Hochschule zu Stuttgart seine Idee als undurchführbar begutachtete. Eine ganze Reihe solcher Beispiele ließe sich noch anführen. Die Wissenschaft darf daher an derlei Problemen nicht achtlos vorübergehen, sie muß selbst die unwahrscheinlichsten Angaben der Okkultisten unbefangen prüfen, mit dem guten Willen, sich vor erwiesenen Tatsachen auch dann zu beugen, wenn uns jede natürliche Erklärung dafür fehlt. Schon Kant bezeichnete es als „dummes Vorurteil, von Vielem, was mit einem Schein von Wahrheit erzählt wird, ohne Grund nichts zu glauben“.

Die modernen Okkultisten, namentlich die naturwissenschaftlichen und ärztlichen Anhänger der Lehre, verweisen nun neben dem Widerspruch und Unglauben, den neue Entdeckungen anfänglich gefunden haben, noch auf andere scheinbare Stützpunkte ihrer Lehre. Die von Ostwald begründete, energetische Weltanschauung

und gewisse Tatsachen, wie die Emanation des Radiums, des Mesothoriums, die drahtlose Telegraphie und Telephonie, der Rundfunk und ähnliches, scheint folgender Überlegung recht zu geben. Etwa wie: hier werden Herzsche Wellen von genau abgestimmter Länge vom Sendeapparat abgesendet, die irgendwo in Schwingungen des Mikrophons umgewandelt werden; dort nimmt das Gehirn des Menschen die Stelle des Sendeapparates ein, es dient als Krafttherd, von dem Kraftwellen ausgehen, als deren Wirkungen die beobachteten Erscheinungen erklärlich sind. Sie stehen also mit den Maximen des modernen naturwissenschaftlichen Denkens gar nicht so sehr in Widerspruch, wie es den Anschein hat.

So plausibel nun diese Gedankengänge klingen, so wenig werden sie durch die naturwissenschaftliche Beobachtung bestätigt. So fand man bei Experimenten am lebenden Menschen selbst bei starker Hirntätigkeit (in Affektzuständen) nur ganz geringe Stromschwankungen elektrischer Art, radioaktive Kräfte überhaupt nicht. Selbst ein so überzeugter Okkultist wie Tschner lehnt, wenigstens für die Telepathie, diese physikalische Erklärung ab und versieht die Annahme einer Übertragung der Vorstellungen, „ohne direkte engste Abhängigkeit von einer materiellen Unterlage“.

Obwohl nun, wie wir sehen, das Erfahrungswissen der Naturforschung eine ausreichende Aufhellung der okkulten Probleme nicht gestattet, so sind doch unsere Kenntnisse der physikalischen und energetischen Erscheinungen so wenig abgeschlossen, daß okkulte Erscheinungen immerhin denkbar bleiben.

Die zunächst auftretende Frage ist daher: gibt es einen zwingenden Nachweis für okkulte Tatsachen? Nun ist diesem neuen Forschungsgebiet eigentümlich, daß nicht einmal die Realität seines Gegenstandes unbestritten dasteht. In vielen Fällen bleibt es nach der einschlägigen Literatur zweifelhaft, ob die fragliche Erscheinung tatsächlich als der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich aufgetreten ist oder etwa das Produkt einer Sinnestäuschung, einer Suggestionwirkung war oder auch vielleicht auf Grund einer Erinnerungstäuschung nur berichtet wurde. Diesen Verdacht erwecken ohne weiteres die Widersprüche, die wir z. B. in den Protokollen der Teilnehmer von okkulten Sitzungen finden. Ist aber auch die Erscheinung unbestreitbar echt, so erhebt sich die Frage, ob sie tatsächlich nur durch okkulte Kräfte zustande gekommen sein kann.

Bei der Prüfung dieser Fragen entscheiden wir überall in der Wissenschaft einzig und allein die Tatsachen. Gerade hier jedoch stoßen wir auf in anderen Forschungsgebieten ungewohnte Schwierigkeiten. Im Bereich der Naturwissenschaften z. B. ist jeder, der über die notwendige Vorbildung verfügt, imstande, die Ergebnisse durch unter den gleichen Bedingungen angestellte Versuche zu überprüfen. Bei den okkultistischen Versuchen aber ist zwischen dem Beobachter und dem Vorgang ein Mensch eingeschaltet — das Medium, ein Mensch mit all den bewußten und unbewußten Täuschungsmöglichkeiten, mit denen der Naturforscher als Beobachter von Naturvorgängen, die der Kontrolle sich nicht widersetzen, nie zu rechnen braucht. Und gerade, weil seine Beobachtungen Betrugsmöglichkeiten ausschließen, ist er als Beobachter okkulten Erscheinungen erfahrungsgemäß Täuschungen am leichtesten ausgesetzt. Darum fürchten auch die Medien,



wie Farman in seinen „Geständnissen eines Mediums“ ausplaudert, von Beobachtern am meisten Geistliche und Journalisten, während Gelehrten „ebenso leicht mitzuspielen ist wie Blinden“. „Mit Gelehrten“, spottet er, „seid ihr so sicher als wie mit Gentlemen.“

Jene Versuchsbedingungen aber können sich nur wenige verschaffen, denn die Hauptbedingung ist ja das Medium. Einmal gibt es deren nur eine unverhältnismäßig geringe Anzahl, und ihre Heranziehung erfordert hohe Kosten für Aufenthalt in einer fremden Stadt, Honorar und dgl. Daher kommt es, daß gute Medien von Forschern, die über reichliche Mittel verfügen, geradezu monopolisiert werden, d. h. sich verpflichten müssen, Experimente mit anderen als dem Monopolinhaber abzulehnen. Zu den Sitzungen indessen kann wiederum nur ein beschränkter Personenkreis Zulassung finden, so daß eigene Beobachtung einer größeren Reihe von Sitzungen — das aber verlangen gerade die Okkultisten als Voraussetzung für eine Stellungnahme — nur ganz wenigen möglich ist.

Angeichts dieser Sachlage ergeben sich drei Möglichkeiten. Einmal, man erklärt sich mangels unmittelbarer Beobachtung als unzuständig. Oder man nimmt das in der okkulten Literatur Berichtete auf Treu und Glauben hin, oder schließlich, man prüft auf Grund dieser Literatur kritisch die Methode der Versuche, ihre Bedingungen in bezug auf Vermeidung der Fehlerquellen und die Stichfestigkeit der Protokolle und der Berichte der Sitzungsteilnehmer. Dieses Verfahren ist schon darum einwandfrei, weil das okkulte Schrifttum mit der Veröffentlichung doch den Zweck verfolgt, den Leser zu überzeugen und ihm dabei kritische Prüfung nicht verweigern kann. Schließlich aber sind auch die, die zu Sitzungen zugelassen wurden, hinsichtlich anderer Fälle ebenfalls auf die Literatur angewiesen und pflegen sich auch in eigenen Schriften darauf zu stützen.

Bei der Durcharbeitung dieser Literatur wird offenbar, daß die der älteren Zeit den Stempel unkritischster Erzählung auf der Stirn trägt. Man soll Geschichten von unheimlichen Dingen und Vorgängen glauben, nur weil der Erzähler sonst vielleicht vertrauenswürdig ist. In der Geschichte des Okkultismus und des Spiritismus treten jedoch im Überfluß Männer mit sonst unbeirrbar klarem Verstand und mit hervorragenden, ja genialen Leistungen in ihrem Fach auf, deren geistig-seelisches Gleichgewicht ins Schwanken gerät, sobald sie sich in das Labyrinth spiritistischer oder okkultistischer Gedankengänge begeben.

Die moderne okkultistische Literatur hat nun das Experiment eingeführt und beschreibt dieses nebst der sich aus ihm ergebenden okkulten Wirkungen selbst. Hier erst kann die Kritik einsetzen, hier kann geprüft werden: liegen die Bedingungen, unter denen der Versuch ausgeführt wurde, so, daß für die beobachteten Erscheinungen, Wirkungen bekannter naturgesetzmäßiger Ursachen nicht in Frage kommen? Ferner, sind die Erscheinungen, von denen berichtet wird, auch tatsächlich einwandfrei beobachtet worden?

Schon die Berichte über das tatsächlich Beobachtete mahnen zur größten Vorsicht. Die uns zugänglichen Sitzungsprotokolle weichen bereits in diesem Punkte häufig voneinander ab, ohne daß man darum die Gutgläubigkeit der Beobachter bezweifeln dürfte. Als Störenfriede greifen, wie schon erwähnt, ein: Suggestion,

Autosuggestion, Halluzination und dgl., die zu Irrtümern in der Wahrnehmung führen, auch Erinnerungstäuschungen bei der späteren Abfassung der Berichte. An anderer Stelle habe ich angeführt, wie ich selbst einer Autosuggestion unterlag, die ich erst durch eine Prüfung der objektiven Sachlage als solche erkannte. Viele Menschen sind auch außerstande, das tatsächlich Wahrgenommene und das, was sie aus den Umständen erschließen, streng auseinanderzuhalten. Es ist z. B. ein Unterschied, ob man sagt: ich habe gesehen, daß ein Gegenstand, etwa eine Glocke, sich bewegt hat, aber nicht gesehen, ob sie mittelbar oder unmittelbar bewegt wurde, oder ich habe gesehen, daß niemand mit einer Gliedmasse oder etwas anderem sie berührt hat.

Weitere Unzuverlässigkeiten liegen in der seelischen Struktur zahlreicher Beobachter begründet. Die bis zur fanatischen Gläubigkeit gesteigerte Vorüberzeugung, die Wunscheinstellung auf Resultate und auf die Erzielung eines positiven Erfolges zeitraubender Arbeit, ihre fast kindliche Vertrauensseligkeit, die Eitelkeit und Ruhmsucht des Forschers, der unbewusste Widerstand gegen die Preisgabe zärtlich gehegter vermeintlicher geistiger Errungenschaften: das sind nur einige der subjektiven Faktoren, die den Blick für eine sachliche, tendenzfreie Beobachtung trüben.

Dazu treten eine Reihe von objektiven Beobachtungshemmungen, die in den Eigentümlichkeiten der okkultistischen Methoden liegen. Den Forderungen auf eine Versuchsanordnung mit einer Kontrolle, die eine von Fehlerquellen freie Feststellung ermöglicht, begegnet man mit unerwarteten Einwänden: dem der Gefahr, das Medium werde — etwa durch überraschende Eingriffe — gesundheitlichen Schaden erleiden, oder gar mit Anrufung des Zartgefühls, wo es sich um eingehende Untersuchung eines weiblichen Mediums handelt, auch der beleidigenden Unterstellung, die das Mißtrauen gegen das Medium enthalte, usw. Man zieht sich darauf zurück, daß die okkulten Erscheinungen nur unter bestimmten Bedingungen auftreten, die man eben erfüllen müsse, ebenso, wie zu Versuchen auf anderen Gebieten auch die Bedingungen nicht beliebig gewählt werden könnten. Der Okkultismus hat aber leider das Mißgeschick, daß die geforderten Bedingungen, die okkulte Erscheinungen begünstigen, zugleich auch der Täuschung Vorschub leisten. Sehen wir von den telepathischen und hellseherischen Erscheinungen, von denen noch die Rede sein wird, ab, so fällt uns beim physikalischen Okkultismus auf, daß er ungemein lichtfeu ist. Denn die Versuche finden fast durchweg in nahezu vollkommen verdunkeltem Raume statt. Zudem beansprucht das Medium, die Versuchsanordnung mitzubestimmen, gibt während der Sitzung Weisungen über Platzwechsel der Teilnehmer und Kontrollpersonen, fordert Musik, lebhafte Unterhaltung u. a. m. Zeitweilig verbünden sich auch die Versuchssleiter mit dem Medium gegen einen unbequemen Beobachter. So ließ Schrenk-Noring meinen Plan, das Medium Eva C. zu überrumpeln, das Medium vorher wissen, und die Folge war, daß ich von weiteren Sitzungen ausgeschlossen wurde. Daß fast sämtliche bekannte Medien auf Betrugsversuchen ertappt worden sind, leugnen auch die Okkultisten nicht und haben darauf Antworten bereit, die eine mindestens verblüffende Logik verraten. Ein bekannter



Münchener Okkultist äußerte einmal: „Wir wissen, daß die Medien schwindeln, daß sie nachhelfen, um den Erwartungen der Besucher zu entsprechen. Wenn es aber nur in einigen Fällen gelungen ist, sie beim Schwindel zu erwischen, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das meiste echt ist.“

Auffallend ist ferner, daß glaubensbereite Menschen die Kerntruppe der okkultistischen Kreise bilden, die sich auch mit Vorliebe aus ähnlich Gearteten ergänzen. Freilich hat man auch eine Reihe von Fachgelehrten zugezogen. Reizvoll ist dabei das Verhalten der Okkultisten diesen gegenüber. Bezweifelt nämlich ein Fachwissenschaftler die Zuverlässigkeit ihrer Forschungsmethoden, so wird er als unzuständig abgelehnt, als ein Mann, dessen Urteil nicht mehr Beachtung verdiene als das eines beliebigen Namenlosen. Gesellt sich aber einmal ein Gelehrter von Ruf zu ihnen und teilt ihre Ansichten, dann sind Titel, Rang und Ruf als Hochschullehrer und Forscher ein unumstößlicher Beweis, daß dieser Mann sich weder irren noch einer Täuschung unterliegen konnte, und er wird von da an als Paradestück vorgeführt.

Außerdem pflegen die Okkultisten dem Zweifler eine Beweislast zuzuschieben, die offenbar auf ihre Schultern gehört. Ihre Phänomene sehen wie Taschenspielererei aus und sind von dieser kaum unterscheidbar. Statt aber die Unmöglichkeit einer Täuschung nachzuweisen, verlangen sie umgekehrt, daß man eine etwaige Irreführung aufzeige. Ich erinnere an die früher erwähnte erste Vorführung des Grammophons. Hier gelang es du Moncel schon nach wenigen Minuten, überzeugend zu machen, daß kein Bauchredner oder sonstiger Schwindel im Spiele war; niemals aber wäre es du Moncel in den Sinn gekommen, die Forderung aufzustellen, es sei Sache Bouillands, den Schwindel nachzuweisen.

Nach alledem beabsichtige ich nicht, mit den Vertretern des Okkultismus in eine Auseinandersetzung einzutreten, die ich mangels eines gemeinsamen Ausgangspunktes nach meinen Erfahrungen für aussichtslos halten muß, werde aber in drei weiteren Aufsätzen\* versuchen, den Leser über die seitherigen Ergebnisse der Okkultismusforschung und einige damit zusammenhängende Fragen zu unterrichten.

---

\* „Medien Versuchsleiter und Beobachter“, „Theorien und Hypothesen der Okkultisten“, „Massenpsychische Erscheinungen und massentelepathische Wirkungen“.

## Der Wilhelmstein

Fährt man von Hannover nach Westen, so liegt nach 30 Kilometern, nicht weit nördlich des Weges, die weitgedehnte Fläche eines Sees. Es ist das Steinhuder Meer, der größte Binnensee Nordwestdeutschlands. Seinen Norden säumen dunkles Moos und weißleuchtende Dünen, das Westufer wird von saftigen Wiesen umrahmt — eine etwas holländisch anmutende Landschaft, über die immer Wind streift — dahinter erscheinen die weichen Linien der reichbewaldeten Höhen um Bad Rehburg, und von Süden schauen Deister und Süntel herüber . . .

Wenn der Blick über das weite Wasser schweift, bleibt er wohl hier und da an einem der vielen Segler und den für die Gegend charakteristischen Einbäumen der Fischer haften — dann aber fesselt ihn ein fester Punkt, eine Insel, die sehr klein, mit den Silhouetten einiger düsterer Baumkronen, plötzlich aus dem Meere emporsteigt. Es ist der Wilhelmstein.

Diese Insel hat eine Geschichte, wie sie in ihrer Eigenart wohl selten eine Insel aufzuweisen hat. Denn sie ist als künstliche Anlage hier mitten im See entstanden, und auf ihr wurde eine kleine Festung erbaut.



*Steinhuder Meer mit der Insel Wilhelmstein*



Regierte da im 18. Jahrhundert die kleine Graffschaft Schaumburg-Lippe im stillen Bückeburg ein sonderbarer Fürst: Graf Wilhelm, Zeitgenosse des großen Preußenkönigs. Der hatte schon in jungen Jahren viel von der Welt gesehen, hatte draußen in der Schweiz, in Holland und Frankreich neben anderem vornehmlich Mathematik und Kriegswissenschaften studiert, war an den meisten Höfen Europas gewesen und hatte im österreichischen Erbfolgekrieg auch den Ernst des Schlachtfeldes kennengelernt. Vierundzwanzigjährig übernahm er im Jahre 1748 die Regierung seines Ländchens, in dessen Fürsorge er völlig aufging. Später zeichnete sich der Graf — Bewunderer und Anhänger Friedrichs des Großen — während des Siebenjährigen Krieges im Heere des Herzogs von Braunschweig aus, besonders bei Minden; er hat dann im englischen Auftrag, im Range eines hannoverschen Feldmarschalls, die portugiesische Armee kriegstüchtig zu machen gewußt und Portugal von den eingedrungenen Spaniern befreit. Danach aber zog er sich auf der Höhe des Könnens und des Ruhms — es sind Goethes Worte — „ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbständig zu sein und zu bleiben“ . . .

Ja, selbständig. Nicht nur äußerlich, sondern mehr noch innerlich. Denn bewußt lebte dieser Mann seiner Eigenart. Dies lag wohl begründet in der Veranlagung, die die Natur ihm mitgegeben, in der ersten Erziehung in englischer Sitte und Sinnesart und nicht zuletzt darin, daß er schon in früher Jugend auf sich selbst gestellt war. Und neben dem, was damals Persönlichkeiten seiner Herkunft an äußerer Bildung allgemein vermittelt wurde, erscheint bei ihm als hervorstechende Eigenschaft eine besonders stark entwickelte Wißbegierde und ein seltener Eifer im Studium der verschiedensten Wissensgebiete. Geschichtliche Studien füllten die Jugendzeit, die Taten der Besten wirkten begeisternd, und das Streben nach Nachäferung bemächtigte sich des feurigen Temperaments. Es nimmt nicht wunder, wenn man hört, der Graf habe beim Anblick von Cäsars Bild zu weinen vermocht, und Thomas Abbt erzählt noch aus seinen Mannesjahren von dem tiefen Eindruck, den die Geschichte der beiden Karthager im Callust auf dieses empfängliche Gemüt gemacht hat\*. Das alles hat dahin gewirkt, daß bei Graf Wilhelm eine Stärke der Seele in Erscheinung tritt, die oftmals geradezu an römische Vorbilder gemahnt. Weichlichkeit blieb ihm fremd; er sah sich als Soldat dazu bestimmt, Strapazen zu ertragen; Gefahr hat ihn stets unwiderstehlich angezogen. Es ist da manche sonderbare Geschichte von Mut und Tollkühnheit überliefert, die 1745 in Italien so weit ging, daß der kaiserliche Oberfeldherr den jungen Offizier mit schicklichem Vorwande vom Heere zu entfernen für ratsam hielt.

Die zahlreichen Reisen schufen praktischen Weitblick, und der Umgang mit vielen verschiedenen Menschen gab reale Lebensauffassung. Wie der Verstand,

\* Überliefert von Schmalz in seinen Denkwürdigkeiten des Grafen, 1783. Callust Cap. 79: „Zur Beseitigung von Grenzstreitigkeiten zwischen Chartagern und Evreneniern beschloßen beide Völker, Leute auszuwählen. Wo sie sich begegneten, sollte die Grenze sein. Die Chartager willigten ein, als Streit entstand, sich lebendig auf der Stelle begraben zu lassen, um zu beweisen, daß sie so weit gekommen seien.“

sprach aber auch das Herz, und die Kräfte des Geistes richteten sich auf das, was eine reife Überlegung als das Rechte und Gute erkennen ließ.

So wurden Hoheit des Geistes, Seelenstärke und Großmut, Enthaltbarkeit, Tapferkeit und Tatkraft die bemerkenswerten Züge im Wesen dieses Mannes, die mit den reiferen Jahren immer klarer hervortraten. Wie aber dieser Fürst



*Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe*

*Gemälde von J. G. Ziesenis um 1765*

in mehr als einer Hinsicht eigenartig erschien, so eigenartig war auch, was er aus der Fülle seiner weitschauenden Gedanken in die Tat umsetzte. Früh zu den Pflichten der Regierung berufen, verwandte er seine Kraft und Zeit auf die Förderung des Wohlstandes seiner Untertanen, indem er Landeskultur und Gewerbe verbesserte und manche Einrichtung schuf, die bewies, wie weit er seinem Zeitalter beispielgebend vorauseilte. Recht sehr im Gegensatz zu so vielen Landesherren seiner Zeit, die über den Rhein schauend die schlechten Sitten der Franzosenkönige nachäfften, und deren Aufwand oft genug Land und Leute zugrunde richtete. Dieser Fürst verzichtete darauf, seine Landeskinder für fremdes Geld nach Amerika zu verkaufen. Der sah im Heere auch nicht ein Werkzeug in der Hand des Landesherrn zur Regelung persönlicher Interessen, nein, er fand die eigentliche hohe Bestimmung des Soldaten, Schützer der Heimat zu sein. Er



erkannte mit dem Weitblick des genialen Menschen, daß die Kriege fortan nicht mehr Sache der Regierenden, sondern der Völker selbst sein würden. Er sah voraus, daß ein Volk nur dann bestehen werde, wenn es in seiner Gesamtheit zur Verteidigung bereit sei. Und daher sollte jeder Schaumburger dem Lande als Soldat dienen. So führte er damals in seinem kleinen Gebiete den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht praktisch durch: jeder sechzehnte Untertan war Soldat.

Noch ein anderes zeichnete diesen Mann aus: er dachte über die Grenzen seines Landes hinaus, er fühlte als deutscher Fürst. Er sah, wie das wehrlose und zerrissene Deutschland immer und immer wieder Gegenstand französischer Übergriffe geworden war; er hatte aber auch die Überzeugung, daß, wenn jeder deutsche Fürst in seinem Lande die von Natur gegebenen Ortlichkeiten zur Anlage fester Plätze ausnützte, Deutschland unbezwingbar werden könne. Und dafür gab er selbst das Vorbild, und dieses Vorbild wurde der Wilhelmstein! Eine uneinnehmbare Festung sollte es werden. Ihre Errichtung war also keine dilettantenhafte, kostspielige Laune eines ehrgeizigen Fürsten, wie kopfschüttelnd wohl einige Zeitgenossen gemeint haben mögen — nein, hier wurde ein Beispiel für die Möglichkeiten eines bis aufs Äußerste entschlossenen Widerstandes gegeben!

Zunächst begann man damit, eine Insel aufzuschütten. Darauf wuchs festes Mauerwerk empor, eine starke Zitadelle. Um sie gruppierten sich in durchdachter Anlage 16 kleinere Inselchen, jedes ein selbstständiges Außenwerk für sich. In 4 Jahren entstand so die künstliche Insel in dem 5 Meter tiefen See. 1767 waren die Befestigungen vollendet — alles nach des Grafen eigenen Angaben. Die Zitadelle bildete eine Sternschanze mit 4 gleichen Strahlen; im unteren



*Die Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer*

*Zeitgenössischer Stich von J. H. Tischbein*

Teil niedrige, trockene Kasematten, Unterkünfte der Mannschaften, völlig bombensicher; darüber das Schloß, als Wohnung für den Kommandanten und die Offiziere dienend; das Ganze überragt von einem runden Turm, in dem sich eine Sternwarte befand. Die Besatzung zählte zu des Grafen Zeiten außer Kommandant und Vizekommandant 4 Offiziere und 140 Mann; sie konnte im Ernstfalle auf 263 Köpfe erhöht werden. Munition und Vorräte waren reichlich vorhanden. In dem kleinen Hafen der Insel lag eine Flottille von 5 Kanonenbooten.

Noch etwas anderes barg der Wilhelmstein. Der Graf, der mit Philosophen und Gelehrten in Briefwechsel stand, der Herder und andere bedeutende Männer an seinen Hof zog und den mit Thomas Abbt, dem Verfasser der schönen Schrift „Vom Tode für das Vaterland“ innige Freundschaft verband, war immer bemüht, zwischen Soldat und Gelehrtem eine Art Verbindung zu schaffen, da beide die höchsten Werte eines Volkes zu hüten hätten. Deshalb wollte er auch seine Offiziere in solchem Geiste erziehen wissen. Er begründete auf dem Wilhelmstein eine militärische Akademie, um strebsame junge Leute zu tüchtigen Führern heranzubilden, unterrichtete selbst aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung und behielt sich auch persönlich die Entscheidung über die Aufnahme der Schüler vor.

Von denen sollte einer einst in der Geschichte einen Namen erhalten — ein Bauernsohn aus Bordenau, einem Pfarrdorf unweit des Sees: Gerhard Johann David Scharnhorst. Dort hatte der Vater, nachdem er bei der hannoverschen Kavallerie als Wacht- und Quartiermeister gedient, einen bäuerlichen Hof übernommen. Hier wuchs der Knabe heran in auskömmlichen, doch sehr bescheidenen Verhältnissen, unter den Eindrücken einer freundlichen Landschaft und in der Umgebung gerader, ruhiger Menschen. Seltsam — auch von ihm, wie von jenem Anderen, der einst in großer Zeit sein Gefährte und Mitarbeiter werden sollte, von Gneisenau, erzählt man, daß er auf der Weide des Vaters die Herde hüten mußten. Da mag wohl der Knabe in der Stille und Weite der duftenden Heide sich die ersten Gedanken über die Dinge seiner Umgebung gemacht haben, wenn er der Wolken Wege und Gestalt, des Windes und Wetters Wesen beobachtete . . . Wer kann es sagen, was in der jungen Seele vorgegangen, zumal die Lippen so schweigsam geschlossen blieben wie bei Gerhard Scharnhorst?

Das tägliche Brot mußte schwer erarbeitet werden; ein langjähriger Prozeß um der Mutter Besitz zehrte an Kraft und Geld der Familie; Schicksalsschläge kamen und lehrten den Knaben früh den Ernst des Lebens begreifen. Er mußte überall mit Hand anlegen; er lernte auf Unerreichbares verzichten und sich mit wenigem zu begnügen.

Da war für die geistige Ausbildung zunächst nicht allzuviel Gelegenheit, und was ihm an ersten Schulkennntnissen vermittelt wurde, ist dürftig genug gewesen; einfache Dorfschulmeister gaben nur das eben Notwendige mit auf den Weg: Lesen, Schreiben und Rechnen und die Anfangsgründe der Religion. Doch um so mehr erwuchs nun aus der erdbundenen Arbeit und dem Umgang mit Tier und Natur und bodenverwachsenen Menschen jene ruhige Klarheit und sichere Willenskraft, die die beste Grundlage selbständigen Denkens und unbeirrbarer



Handelns ist. Der Knabe erkannte auch bald, daß man unvollständige Schulbildung durch unermüdlchen Fleiß selber merklich ergänzen kann. „Ich habe“, erzählt er später, „fast in keiner Wissenschaft mündlichen Unterricht genossen. Um ein jedes Wort orthographisch schreiben zu lernen, ließ ich mir von meinen Geschwistern alle Tage eine Seite meines Lehrbuchs diktieren, revidierte es dann in diesem und machte unter die Worte, welche unrecht geschrieben waren, Striche. Den anderen Tag sah ich die unterstrichenen Worte nach. Erinnernte ich mich bei



*Scharnhorst*

*Stahlstich von Carl Meyers Kunst-Anstalt in Nürnberg*

einem Worte hin und wieder der Fehler nicht, so suchte ich ihn in meinem Buche auf und unterstrich jetzt dieses Wort zum zweitenmal.“

Ähnlich hat er es auch später bei anderen Studien gehandhabt; bei Erlernung von Sprachen, der Mathematik und der Kriegswissenschaften — überall findet sich diese eigenartige, zähe, methodische Arbeitsweise, die bei Scharnhorst das ganze Leben hindurch für das Erfassen und Behandeln geistigen Stoffes so besonders bezeichnend ist.

Von erster Kindheit an regte sich in dem Knaben der Wunsch, Soldat zu werden. Das lag ihm vom Vater her im Blute, der selber gern Soldat gewesen.

Und früh hörte Gerhard Scharnhorst mancherlei vom Krieg und Kriegshandwerk. Er hat wohl, wie uns hie und da berichtet wird, sooft es die Arbeit erlaubte, zu Füßen des alten, invaliden preussischen Korporals gesessen, der begeistert von seinem Könige und den eigenen Heldentaten zu erzählen wußte. Auch kriegswissenschaftliche Schriften aus des Pfarrers Bibliothek sollen in des Knaben Hände gekommen sein; und an stillen Winterabenden lauschte er andächtig den breiten, behaglichen Gesprächen des Vaters und der Nachbarn aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Da klang dann oft der Name des großen Preußenkönigs auf, der, einer Welt von Feinden trokend, siegreich bestand, und vor des Knaben Seele erwuchs, fern noch, aber unermeslich groß in der Fremdheit das Bild eines Helden. Solches Vorbild hat ja stets große Männer der Geschichte in ihrer Jugend seltsam stark erfaßt und in ihnen den heißen Wunsch erweckt, selbst einst auf gleichen Wegen zu gehen . . .

Zunächst war freilich die Aussicht für den Soldatenberuf gering, gefährdet durch des Vaters wirtschaftliche Verhältnisse. Und doch erscheint es geradezu schicksalsbestimmt, daß der junge Scharnhorst in der ernststen ländlichen Arbeit und der einfachen Umgebung für die soldatische Zukunft Unerseßliches mitbekam. Bereits in der Kindheit erfährt er die Notwendigkeit, sich fügen zu müssen, sich zu bescheiden, sich einzuordnen und auf Persönliches zu verzichten. Die Natur verleiht ihm Mut und Gesundheit; er gewinnt die Liebe zu Pferden und Freude am Reiten. Als der Vater den Wohnsitz mehrfach änderte, ging ihm der Blick auf für die Verschiedenheiten und Eigenarten einer Landschaft. So gab das Geschick dem künftigen Soldaten frühzeitig manches mit auf den Weg.

Endlich bot auch die Besserung der äußeren Verhältnisse, als nach gewonnenem Rechtsstreit die Eltern wieder in die Heimat zurückkehrten, Gelegenheit, den Lieblingswunsch zu verwirklichen. An einem Frühlingstage des Jahres 1773 stand der siebzehnjährige Scharnhorst vor seinem Landesherrn zur Prüfung für die Aufnahme in die Militärakademie auf dem Wilhelmstein. Der Graf erkannte — ungeachtet des fehlenden Schulwissens — daß hinter der klaren Stirn des Jünglings Gedanken arbeiteten und ein fester Wille am Werke war; er hörte aus unbeholfenen Worten Überzeugungen heraus, die errungen und nicht erlernt waren. Scharnhorst wurde Schüler auf dem Wilhelmstein.

Erstaunlich begannen sich hier seine geistigen Eigenschaften zu entwickeln. Bald gehörte er zu den besseren Schülern, avancierte schnell zum Feuerwerker, Stückjunker und schließlich zum Fähnrich. Sein Eifer und seine Kenntnisse finden sich oft in besonderen Schreiben des Grafen lobend erwähnt, und daß er auch ein guter Zeichner war, sehen wir an einer kleinen Federzeichnung, die von seiner Hand herrührt und die noch heute in der Kasematte hängt. Sie stellt einen Teil der Befestigungen von Neubreisach dar.

So vergingen vier Jahre. In allen Fächern militärischer Wissenschaften erwarb sich Scharnhorst ein zuverlässiges Können. Mit unbeirrbarem Fleiß und einer für so junge Jahre geradezu unheimlichen Sicherheit des Denkens hat er hier den Grund für sein späteres Wissen gelegt. Darüber hinaus fand er noch Höheres. Im Studium der Werke der werdenden Geistesheroen der Zeit ging ihm der Sinn



auf für deutsches Wesen und die Idee der Nation. Fortan nahmen seinen Geist die Begriffe Volk und Vaterland gefangen . . .

Plötzlich ging alles zu Ende. 1777 starb der hochgesinnte Graf. Die Schule löste sich auf; auch mit der Bedeutung des Wilhelmsteins als Festung war es bald vorbei. Scharnhorst nahm Dienste in Hannover, bis ihn im Jahre 1801 Preußen für sich gewann. Nie aber ist das Gefühl des Dankes und der Verehrung gegen seinen Wohltäter in ihm erloschen. „Man wird selten“, schrieb er später, „soviel unbedingliche Güte des Herzens mit soviel großen Eigenschaften des Geistes wie bei ihm vereint sehen. Seine Leutseligkeit, Menschenliebe und Guttätigkeit machten ihn zum allgemeinen Vater und Versorger seines Landes. Er hat nie einen Notleidenden ohne Hilfe gelassen, nie arme Witwen und Waisen ohne Versorgung. Er ließ zuletzt allen Aufwand seines kleinen Hofes eingehen und war allein dadurch glücklich, daß er andere glücklich machte. Gegen jeden seiner Nebenmenschen bewies er sich wohlwollend und gütig. — In seiner Militärschule war er der Anordner, Aufseher und Guttäter der Lehrer und Freund seiner Offiziere. Er hat viele junge Leute glücklich gemacht . . . Ich kann mich nicht ohne eine Art von Enthusiasmus der Anordnungen dieses Herrn erinnern . . .“

Der Graf blieb für Scharnhorst in seinem ganzen Leben und Wirken hohes Vorbild. Und ein Menschenalter später hat sein Gedanke, die Landesverteidigung dem eigenen Volke anzuvertrauen, herrliche Frucht getragen: als in höchster Not Scharnhorst zum Erneuerer des preussischen Heeres berufen wurde, da griff er zum Mittel der allgemeinen Wehrpflicht und gab dadurch Preußen Wehrhaftigkeit, Freiheit und Ehre wieder . . .

Heute birgt der Wilhelmstein ein kleines Museum mit mancherlei Erinnerungsstücken. Die Gräben zwischen der Zitadelle und den Inseln sind zugeschüttet worden; so erhielt die Insel die heutige Gestalt. Einige der Häuschen sind von Familien bewohnt, alles von freundlichen Gärten umzogen; nur die alten Geschützrohre auf den Bastionen erinnern an vergangene Zeiten. Und wenn der Sturm die prächtigen alten Baumkronen zaust, dann ist es, als ob sie erzählen vom hohen Sinn eines weitschauenden deutschen Fürsten und von beharrlicher Jugendarbeit eines Mannes, der einst bestimmt war, sein Land wieder großzumachen. Beider Art und Schaffen beweist, was die Macht der Persönlichkeit vermag. Wir empfinden und erkennen, daß sich gute Gedanken und Werke niemals verlieren, und daß das Geistige immer Bestand hat. Aus dem Geistigen erwächst auch die Kraft, die einem Volke Ewigkeitswerte verleiht.

## Elfa Brändström

Die weithin sichtbarste und überragendste Tat der Selbstlosigkeit und der Opferbereitschaft im Dienste der Kriegsgefangenenfürsorge hat Elfa Brändström vollbracht, die am 26. März dieses Jahres ihren fünfzigsten Geburtstag beging. Als Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg wurde Elfa Brändström sofort bei Ausbruch des Weltkrieges Zeugin von jenen Unmenschlichkeiten, die russische Ärzte und vor allem die maßgebenden staatlichen Stellen an den wehrlosen deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen verübten. Da sie allzu gut wußte, daß in solcher Lage und im damaligen Rußland weder diplomatische Verhandlungen noch der Hinweis auf bestehende internationale Abmachungen helfen konnten, fühlte sie sich berufen, aus eigenem Antrieb die furchterliche Lage der Verwundeten und Gefangenen zu mildern und mit privaten Mitteln für eine Besserung in der russischen Behandlung der Kriegsgefangenen einzutreten. Daher verschaffte sie sich unter dem Schutze der schwedischen Gesandtschaft Zugang zu den Lazaretten in Moskau und Petrograd. Aber sie sah sich von vornherein vor eine Aufgabe gestellt, die sie allein niemals lösen konnte. Es fehlte nicht bloß an allen hygienischen Erfordernissen, auch die Beköstigung der Verwundeten war völlig unzureichend; aber, was noch schlimmer war: die russischen Ärzte verfügten über keine ausreichende Praxis und waren sich ihrer Pflicht keineswegs bewußt; gefinnungs- und verantwortungslos, wie viele unter ihnen waren, plünderten sie die Gefangenen rücksichtslos aus und mißhandelten sie ohne jeglichen Anlaß. Hatten die Gefangenen durch die Fahrlässigkeit der Ärzte und durch den Schmutz, der in den Lazaretten herrschte, schwere Blutvergiftungen bekommen, so amputierten die Ärzte willkürlich und oft ohne Betäubung Arme und Beine und überließen dann die Verwundeten ihrem Schicksal, der Kälte, dem Hunger, dem Schmutz und dem Ungeziefer.

In Anbetracht solcher Lage setzte sich Elfa Brändström durch Vermittlung ihres Vaters mit dem schwedischen Roten Kreuz in Verbindung. Unter Führung von Prinz Carl, dem Bruder des Königs, wurde in Stockholm ein „Hilfskomitee für Kriegsgefangene“ gegründet, das neben seiner Tätigkeit in Deutschland und Österreich-Ungarn vor allem die Sache der in Rußland gefangenen Deutschen und Österreicher in die Hand nahm; mit Hilfe schwedischer Sammlungen sowie weitgehender deutscher Zuschüsse (die deutsche Regierung übersandte für diese Zwecke im Laufe der Jahre insgesamt annähernd 200 Millionen Mark) war dieses Komitee nach besten Kräften bemüht, die Lage der Kriegsgefangenen in Rußland zu mildern.

Die Arbeit Elfa Brändströms und der anderen Delegierten des schwedischen Roten Kreuzes wurde besonders durch die Tatsache erschwert, daß das zaristische Rußland sich in keiner Weise zu seiner Unterschrift unter die Haager Protokolle bekannte, wonach die Kriegsgefangenen materiell genau so wie die eige-



nen Soldaten zu behandeln waren. Rußland betrachtete die Gefangenen nicht bloß als die Angehörigen eines Volkes, die von der weiteren Teilnahme an den Kämpfen ferngehalten werden mußten, sondern auch als unerwünschte und gefährliche Feinde, und dementsprechend war auch die Behandlung, die Rußland ihnen zuteil werden ließ. Aber trotzdem versicherte Rußland unaufhörlich seine Unschuld und klagte scheinheilig die Deutschen der grausamsten Behandlung der Gefangenen an; mit Hilfe der deutschfeindlichen Auslandspresse entstand auf diese Weise eine Haß- und Schmähstimmung gegen Deutschland, durch welche allein es möglich war, daß die Russen allen Ernstes die Deutschen als Bestien mit Hörnern ansahen. Durch solche unsinnigen Lügen irregeleitet, duldeten die Russen nicht nur mit Widerwillen die selbstlose Arbeit des schwedischen Roten Kreuzes, sondern ließen auch kein Mittel unversucht, um die Tätigkeit der Delegierten zu erschweren und hinfällig zu machen; ja, aus Haß und schlechtem Gewissen ging man so weit, das schwedische Rote Kreuz als eine heimliche deutsche Spionageorganisation auszugeben. Solcherart waren die Stimmung und die Lage, in welcher Elsa Brändström und die anderen freiwilligen Helfer, allem Widerstand zum Trotz, unermüdlich und unerschrocken ihr selbstloses Liebeswerk schufen, dessen Erfolge um so höher zu bewerten sind, weil es den Russen verhaßt war.

Am längsten war Elsa Brändström in den Gefangenenlagern Sibiriens tätig. Dort hat sie aus reiner Menschenliebe und freiwillig Leiden und Entbehrungen ertragen, an denen sehr viele Gefangene zerbrochen sind. Liest man heute in dem nüchternen Erlebnisbericht, den Elsa Brändström über ihre Tätigkeit unter den Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien veröffentlicht hat, so ist man sowohl über die Strapazen, denen die Gefangenen ausgesetzt waren, wie auch über die Leidensfähigkeit dieser einen Frau zutiefst erschüttet. Man muß sich einmal das Leben der meisten dieser Kriegsgefangenen vorstellen: vier bis sechs Jahre lang hausten sie bei 60 Grad Kälte in elenden, halb unterirdischen Holzbaracken; die Uniformen waren nur noch Lumpen; das Essen spärlich, schlecht und gesundheitswidrig, wurde den Gefangenen in einen Blechnapf geschüttet, aus dem sie zu zehn Mann essen mußten, die Löffel dazu hatten sie sich selbst aus dem Blech der Konservenbüchsen hergerichtet. Willkürliche Bestrafungen mit Dunkelarrest und Prügelstrafe sowie unerhörte Mißhandlungen durch Spießrutenlaufen mußten sich die Gefangenen gefallen lassen; Arbeit und Beschäftigung waren fast nirgends vorhanden, Bücher waren eine Seltenheit, und aus der Heimat kamen keine Nachrichten. Manche Lager waren mit 35 000 Mann belegt, und da alles zum bescheidensten Leben Notwendige fehlte, entstanden fortwährend Seuchen; manchmal starben in einem einzigen Lager täglich 350 Gefangene.

Solche und ähnliche Grausamkeiten muß man sich in ihrer vollen Tragweite vor Augen halten, um jene Hölle zu begreifen, in die sich Elsa Brändström von ihrem 26. Lebensjahre an gestellt sah und zu deren Vinderung sie sich innerlich berufen fühlte. Ganz abgesehen von den zahllosen Bosheiten, mit denen die Lagerkommandanten die Gefangenen und die Delegierten unaufhörlich quälten, verfügte Elsa Brändström nur über wenige vertrauenswürdige Ärzte, und auch die

Menge der Medikamente war begrenzt; aber trotzdem kämpfte sie mutig gegen die Epidemien an, und es gelang ihr, die Seuchen überall zu beschränken und fast völlig zu beseitigen. Daß sie es außerdem erreichte, nach vielen Jahren der Unterbrechung den Gefangenen die ersten Nachrichten und Geldsendungen von Hause zukommen zu lassen, erscheint neben ihrem Kampf gegen die Epidemien als eine minder große Leistung; aber wohl niemand kann heute ermessen, welches Ausmaß von Ausdauer, Geschicklichkeit und Schlaueit dazu gehörte, um den Gefangenen in ihrem fürchterlichen Los eine auch nur kleine Erleichterung zu verschaffen. Um die ganze Wucht der damaligen Lage begreifen zu können, muß man bedenken, daß die Gefangenen vor Elsa Brändströms Ankunft ein Dasein führten, welches sich in materieller Hinsicht in nichts von dem der russischen Schwerverbrecher unterschied; ja, darüber hinaus folgte den Gefangenen auf Schritt und Tritt der Haß der russischen Bewachungsmannschaften, und statt wenigstens, wie es vertraglich festgelegt war, ihren soldatischen Rang und Charakter zu achten, sperrte man Offiziere und Mannschaften unterschiedslos zusammen und erdachte für die Offiziere immer neue Demütigungen. Ja, selbst bei dem Bau ihrer Eisenbahnlinien zwangen die Russen die Gefangenen zu unsäglich harter Fronarbeit; bei dem Bau der Murmanbahn waren allein 70000 Gefangene beschäftigt, und da sie täglich zu einer Arbeitsleistung von 18 Stunden gezwungen wurden, ging natürlich weit über die Hälfte von ihnen elend zugrunde oder erkrankte schwer; die anderen, die mit dem Leben davorkamen, verdankten dies vor allem Elsa Brändström und den übrigen Delegierten; mit Hilfe ihres Vaters und energischer Vorstellungen gelang es ihr nach hartem Kampfe, auch hier eine menschlichere Behandlung der Gefangenen durchzusetzen.

Wieder war es Elsa Brändström, die lebhaft für den Austausch der invaliden Gefangenen eintrat, und ebenfalls ihr ist es zu verdanken, daß die aus der Heimat und aus Schweden eintreffenden Liebesgaben ordnungsgemäß weitergeleitet wurden. So sorgte Elsa Brändström nach besten Kräften nicht nur für das leibliche Wohl der Gefangenen, sondern setzte auch ihre ganze Persönlichkeit ein, um die Gefangenen im Seelischen widerstandsfähig zu machen. Sie beschaffte ihnen Rohmaterial, Werkzeuge und Bücher, um sie, ihrem bürgerlichen Beruf möglichst entsprechend, zu beschäftigen, ja, sie regte Vortrags- und Theaterabende an und schaffte einige Musikinstrumente herbei.

Als die bolschewistische Revolution ausbrach und die neue Regierung die Tore der Gefangenenlager öffnete und die Gefangenen zu freien Mitbürgern erklärte, war es um die Gefangenen, entgegen der scheinbaren Besserung, noch schlimmer bestellt als bisher; in dem weiten Russischen Reiche waren sie völlig auf sich selbst gestellt, und da ihnen niemand half, zogen sie trotz Winter und Hunger in Verzweiflungsmärschen massenweise nach Westen und Osten. Die meisten von ihnen wurden unterwegs Opfer der Kälte und des Hungers, und sehr viele endeten im Kampfe der Weißen gegen die Rote Armee. Damals bewies Elsa Brändström die ganze Größe ihres Heldenmutes und ihrer Opferfähigkeit, als sie im Juli 1918, von nur wenigen Delegierten begleitet, durch die beiden Fronten hindurchreiste; nur durch einen Glücksfall wurde sie vor dem Tode durch Erschießen be-



wahrt. In Sibirien erlebte sie die furchtbarste aller Hungerkatastrophen, die die Welt jemals gesehen hat. Mehr als eine Million wehrloser Menschen, vor allem russische Frauen und Kinder, gingen an Hunger und Seuchen elend zugrunde. In diesem Chaos hielt es Elsa Brändström unerschrocken aus, mit der gleichen Uermüdigkeit und Tatkraft wie bisher half sie sowohl den Soldaten wie den Zivilisten.

Als endlich durch das tatkräftige Vorgehen Nansens die Rückbeförderung der ehemaligen Kriegsgefangenen in die Wege geleitet wurde, kehrte Elsa Brändström nach sechsjähriger Tätigkeit in ihre Heimat zurück. Wie sehr sie die Not der Gefangenen kennengelernt hatte, beweist ihr Entschluß, sich mit allen Kräften für die Schaffung von Krankenanstalten und Arbeitsanatorien einzusetzen. Um diesen Plan zu verwirklichen, schrieb sie nicht bloß ihr Erinnerungsbuch, sondern hielt in Amerika während eines halben Jahres Vorträge über ihre Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes, und das gesamte Honorar, das ihr reichlich zufloß, vereinigte sie mit den Spenden aus aller Welt zu einem großen Stiftungsfonds, der es ihr ermöglichte, in den Jahren 1922—24 drei große Pflegestätten für ehemalige Kriegsgefangene zu gründen: die Kuranstalt Marienborn-Schmewitz bei Kamenz und das Kinderheim Schloß Neuforge bei Altmittweida in Sachsen sowie das Gut Schreibermühle in der Uckermark. In diesen Anstalten sollten die Kriegsgefangenen unter behutsamer Pflege langsam körperlich und seelisch gesunden, um je nach ihrer Verwendungsmöglichkeit einen bürgerlichen Beruf ausüben zu können.

In ihrem Erinnerungsbuche tritt sie uns als eine bescheidene, selbstvergessene Frau entgegen, die nichts für sich und alles für die Gefangenen wollte und die mit ihrer Zähigkeit und Leidensfähigkeit Erfolge erzielt hat, die man im Hinblick auf die barbarischen Zustände Rußlands als unfasslich bezeichnen muß. Schon früh erhielt sie als äußere Anerkennung ihrer opfervollen Tätigkeit von den Universitäten Tübingen und Königsberg den Titel des Ehrendoktors. Aber schon, bevor das akademische Deutschland Elsa Brändströms Wirken auszeichnete, hatten die Gefangenen und Verwundeten eine ihren bescheidenen Kräften entsprechende Auszeichnung vorgenommen: aus Dankbarkeit für ihre Güte und Selbstlosigkeit nannten sie Elsa Brändström den „Engel Sibiriens“. Die ganze Größe ihres unerschütterlichen Frauenherzens und ihrer unversiegligen Opferbereitschaft, dazu die lindernde Macht ihrer überdurchschnittlichen Persönlichkeit haben in diesem Ehrennamen den deutlichsten Ausdruck gefunden. Zugleich ist in ihm die feste Überzeugung ausgesprochen, daß es auf Erden eine Macht gibt, die alle Schrecken der Barbarei und des sittlichen Tiefstands sieghaft überwindet: die Selbstlosigkeit eines starken Menschen. Daß solche Einsicht in den Herzen der Soldaten die Gestalt eines Engels angenommen hat, ist gewiß eines der schönsten Zeichen sowohl für die Frau, der dieser Ehrenname gilt, wie auch für die ungebrochene Gesinnung jener Menschen, die ihr diesen Namen gaben.

## Von der heiteren Seite des Krieges

Der letzte Krieg, den wir den Großen Krieg nennen, war in jedem Sinne eine schreckliche Angelegenheit, und man möchte hoffen, daß seine furchtbare Tragödie als Warnung für die Zukunft dienen würde. Unglücklicherweise scheint das nicht der Fall zu sein. Der deutsche Dichter Schiller hat gesagt: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Die Dummheit des Menschengeschlechtes scheint unheilbar, deshalb wird es für immer Kriege und wieder Kriege geben.

Doch bei all seinen entwürdigenden Schrecken hatte der Große Krieg auch seine heiteren Augenblicke. Die Männer in den Schützengraben, immer den grimmigen Tod vor Augen, rissen oft Witze, wenn die Granate krepierete, die beides beenden sollte: ihr Lachen und ihre Leiden.

Ich habe in früheren Jahren an vielen kleinen Kriegen in entfernten Ländern teilgenommen, und im Gedenken an sie verweilt mein Gedächtnis nur bei den amüsanten menschlichen Zwischenfällen und vergißt glücklich die häßliche Seite von Gemetzel und Zerstörung. Es gibt wenig Kriege, die so reich an solchen Zwischenspielen sind wie der Borerkrieg in China 1900–1902, den ich als Captain mit meinem Regiment, den 20. Punjabis, mitmachte.

In jenem Krieg war Europa entschlossen — vielleicht einigermassen voreilig — den gelben Rassen die Solidarität europäischer Anschauung vor Augen zu führen. Unter dem Oberbefehl jenes feinen alten Soldaten Feldmarschall Graf von Waldersee sandte jedes Land sein Kontingent, um die Unruhen in China aufzuhalten, die durch den Voraufstand veranlaßt waren. Deutschland, Frankreich, England, Italien, Österreich-Ungarn, Amerika und Japan bildeten, wie man sich vorstellen kann, eine furchterregende Schlachtordnung gegen den armen alten „Chinaman“. Aber vielleicht waren wir ebenso daran interessiert, uns gegenseitig zu überwachen wie einen nicht sehr hartnäckigen Feind zu besiegen.

Im ganzen waren die Beziehungen zwischen den ungleichen verbündeten Armeen ganz harmonisch, obwohl eine bestimmte Summe von Reibungen unvermeidbar war. Meine persönlichen Beziehungen mit den Offizieren der deutschen Armee und Flotte während dieser Zeit gehören ohne jede Übertreibung zu meinen glücklichsten Kriegserinnerungen in nahezu vier Jahrzehnten meines soldatischen Dienstes. Ich kam durch meine Stellung in sehr enge Beziehung zu Offizieren aller Nationalitäten, in den letzten Stadien des Krieges als Eisenbahnstaboffizier in Tongku an der Mündung des Peiho. Die Eisenbahnlinie von Tongku führte nach Norden durch Shan-Hai-Kwan, wo sie auf die russische Eisenbahn traf, und westlich nach Peking. Tongku war also der Haupthafen dieses Teiles von China, so daß alle Offiziere beim Kommen oder Gehen nach und aus dem Lande durch meine Hände gingen, und infolgedessen war ich zum erstenmal in meinem Leben eine wirklich wichtige Person, nicht nur in meinen eigenen Augen.



Ich wußte sehr wenig von Eisenbahn, da ich niemals viel über sie nachgedacht hatte seit meinen Kindertagen, als ich mit meinen Spielzeuglokomotiven spielte und mich nach einer glücklichen Zeit sehnte, in der ich wirkliche Eisenbahnzüge zum Spielen haben würde. Und hier war mein Kindertraum Wirklichkeit geworden — wie selten kommt das im Leben vor! Ich war bald fähig, mir einige Kenntnisse anzueignen, die mich befähigten, mich mit dem Verkehr zu beschäftigen in einer — wie ich bescheiden glaubte — leidlich zulänglichen Art. Ich hatte unter mir einen gut ausgebildeten Stab von Zivilisten, die ihre Arbeit gut kannten. Ich war einfach der Boss, der sagte, was er wollte, die andern machten die Arbeit. In dieser Art arbeiteten wir sehr fröhlich zusammen, und obwohl es nichts gibt, was ein Zivilist übler aufnimmt, als Befehle von einem Soldaten zu empfangen, hatten wir sehr wenig Reibungen. Ich bin stolz, sagen zu können, daß meine Eisenbahnverwaltung während eines ganzen Jahres ohne die Aufregung auch nur eines einzigen Zusammenstoßes lief.

Die notwendigste Eigenschaft für meine Arbeit war Takt, wie die folgenden typischen Zwischenfälle zeigen. Als ich v i e r Güterwagen in meinem Bahnhof hatte, erhielt ich dringende Anforderungen auf diese Wagen von f ü n f verschiedenen Nationen. Nur eine Nation konnte sie haben, und es war mein Amt, darauf zu achten, daß die Gefühle der andern nicht unbillig verletzt wurden. Ich steuerte mich selber durch viele solcher rauen Passagen, indem ich eine Bar einrichtete, in der ich einen umfangreichen Vorrat von Nationalgetränken aller Nationen hielt — eine zeitweise, wenn auch nicht übermäßige Verabfolgung von Alkohol kann sehr besänftigend wirken.

Ich frage mich oft, ob der Völkerbund mit dieser meiner Methode nicht besser gedeihen würde — aber vielleicht sind die armen Teufel alle abstinent. In mancher Beziehung waren wir ein kleiner Völkerbund in Tongku, und ich kann unsern besseren Erfolg nur dieser gescheiterten Behandlung der Ärgerlichen und Indignierten zuschreiben.

Außer anderen Zwischenfällen hatte ich eine Sache mit dem deutschen Vertreter, Hauptmann von Oppen. Er hat eine Masse von Flaggen auf einem Platze aufgepflanzt, wo sie — wie ich meinte — nicht sein sollten. Ich bat ihn, sie zu entfernen, aber er verweigerte es. Anstatt uns gegenseitig an die Kehle zu gehen — wir waren sehr gute Freunde — setzten wir uns vor eine Flasche Bommerlunder oder Aquavit und unterbreiteten die Sachen höheren Instanzen, indem wir ihre Entscheidung mit vollkommenem Gleichmut erwarteten, während wir gegenseitig unsere Gläser immer wieder füllten.

Ich mußte soviel Sprachen wie nur möglich sprechen. Ich hatte schon meine Prüfung als russischer Dolmetscher, sprach Französisch ziemlich gut und genug Deutsch, um damit durchzukommen. Ich fand Zeit, Chinesisch zu lernen und die offizielle Prüfung darin zu bestehen. So war die Rolle des Dolmetschers nicht zu schwer für mich. Tatsächlich hatte ich eine leichte Zeit — bis die Damen kamen. Liebe, entzückende Dinger — ich liebe sie alle — und obwohl sie die Wurzel von nahezu allen unsern Plagen sind, möchte ich sie nicht anders haben, soviel ich auch unter ihren Händen gelitten habe.

Einmal, als eine englische Dame ankam, um ihren Mann zu treffen, lud ich sie ein, im Wagen eines Güterzuges Platz zu nehmen, den ich mit Stuhl und Kissen ausgerüstet hatte, um es ihr so bequem wie möglich zu machen. Personenzüge waren nicht verfügbar, und ich dachte, ich wäre besonders nett zu ihr gewesen. Sie dachte das nicht. Um sie zu ermutigen, sagte ich zu ihr: „Meine Frau ist oft so gereist“, worauf sie lakonisch antwortete: „Ich danke Gott, daß ich nicht Ihre Frau bin.“

Die erste Dame, die auf der Bühne erschien, war die Frau von Hauptmann Potschernick. Ihre lang erwartete und lang verzögerte Ankunft nahm beinahe die Ausmaße eines kleinen Dramas an mit ihr selbst als weiblicher Hauptperson und einer nicht unwichtigen Rolle für mich. Es sind 35 Jahre her, daß ich zuletzt das Vergnügen hatte, Elfrida Potschernick zu sehen; wenn sie immer noch die reizende und entzückende Person ist, hat sie sicherlich den Zwischenfall nicht vergessen. Im Spätfrühling 1901 kam Hauptmann Potschernick auf mein Büro mit der Ankündigung, daß er nach Tongku gekommen sei, um seine Frau zu treffen, die täglich von Deutschland her fällig sei. Zu Schiff in diesem Hafen anzukommen, war zuweilen ein Wagnis. Vor der Mündung des Peiho war eine große Barre, und alle Fahrzeuge außer den kleinsten mußten vierzehn Meilen von der Küste entfernt draußen auf See anker.

Trotz aller Anstrengung ihrer Freunde, sie zu erreichen, mußten die Passagiere ihren Weg in einem chinesischen Schiff machen, dem ortsüblichen Ruderboot. Eine Methode, die nicht nur langsam, sondern auch aufregend für eine junge Dame ist, die frisch aus Europa kommt. Es gab keine Möglichkeit, zu erfahren, wann ein Schiff ankäme. Deshalb war Hauptmann Potschernick, der überdies gerade vor seiner Ausreise nach China geheiratet hatte, natürlich in einem Angstfieber wegen der Sicherheit seiner Liebsten. Der Montag ging langsam vorbei und keine Elfrida. Dienstag das gleiche, und Potschernick geriet schon in Verzweiflung. Mittwoch teilte ein amerikanischer Transportoffizier mit, daß er eine Barkasse flussabwärts schiden würde, und fragte, ob ich eine Fahrt in ihr mitmachen wollte. Ich war ein wenig gelangweilt mit meinen Eisenbahnzügen, nahm fröhlich an und fuhr in Ferienstimmung mit zwei amerikanischen Offizieren los. Als wir die Barre erreichten, bemerkten wir, daß ein Schiff gerade eingelaufen war. Deshalb gingen wir längsseit und meldeten uns bei dem Captain, der sehr gastfrei war und uns mit umfangreichen alkoholischen Erfrischungen unterhielt. Inzwischen kam ein anderes Schiff an, und wir wiederholten die Vorstellung. Ich erinnere mich nicht mehr, wie viele Dampfer schließlich an diesem Tage ankamen, aber natürlich besuchten wir alle. Die Welt schien heller und heller zu werden. Ich kann sehr viel vertragen (jeder ist willkommen, der sich davon überzeugen will) und war nicht sehr beeinflusst von den uns angebotenen Erfrischungen, höchstens ein bißchen angeheitert — aber meine beiden Gefährten, weniger glücklich veranlagt, waren entschieden wackelig auf ihren Beinen.

Am späten Nachmittag warf noch ein anderes Schiff Anker, und der Kapitän lud uns wie üblich in den Salon, um auf das Wohl seines Schiffes zu trinken. Zwischen den Passagieren bemerkte ich eine ältliche englische Dame mit einer sehr



hübschen Blondine, deren Betreuung sie zu haben schien. Plötzlich sprach sie mich an: „Darf ich fragen, ob Sie ein englischer Offizier sind?“ — „Gewiß.“ — „Ich dachte, Sie müßten einer sein wegen Ihrer Uniform. Aber Uniformen sind sich heute so sehr gleich, und ich bemerkte, daß Ihre beiden Freunde“ — sie deutete auf sie mit vertrockneter Mißbilligung — „Amerikaner sind. Auch Ihr Boot trägt die Stars and Stripes.“ Ich erklärte es ihr zu ihrer Zufriedenheit, und sie fuhr fort: „Dieses liebe kleine Mädchen ist die Frau eines deutschen Offiziers, und sie ist ganz außer Fassung. Es scheint keine Möglichkeit zu geben, hier an Land zu kommen, und selbst wenn sie es könnte, hat sie keine Ahnung, wie sie ihren Mann finden kann. Ich bin nicht ihr Vormund, aber ich empfinde es als meine Pflicht, ihr zu helfen.“ Ich war entzückt über dieses Zusammentreffen. „Das ist großartig“, sagte ich. „Ihr Mann ist ein guter Freund von mir, und ich will sie gleich mit an Land nehmen.“ Die ältsche Dame richtete sich auf und sagte kühl: „Ist es nicht etwas sonderbar, daß Sie so sicher sein wollen, ihren Mann zu kennen, wo ich Ihnen noch nicht einmal ihren Namen genannt habe?“ — „Vielleicht ist es so — aber wenn ich rate, daß ihr Name Pottschnick ist? Ihr Gatte hält sich bei mir auf dem Bahnhof in Tongku auf und wartet auf sie seit zwei Tagen.“ Aber sie war noch nicht überzeugt. Vielleicht sah ich etwas gerötet und wild nach unserm verlängerten Picknick aus. Die hübsche junge Dame indessen machte dieser Sache ein schnelles Ende, durch ihre Erklärung, daß sie sich fröhlich meiner Fürsorge anvertrauen wollte. Als wir den Bahnhof erreichten, war die Dunkelheit eingefallen, und den Bahnsteig auf und ab ging die verstörte Gestalt des armen verzweifelten Pottschnick. Ich brauche die Erzählung nicht fortzusetzen, noch die entzückende Szene zu beschreiben, als die beiden sich gegenseitig in die Arme flogen in einer zärtlichen und ekstatischen Umarmung. Sie boten ein wunderhübsches Bild. Wir waren von diesem Augenblick an alle drei gute Freunde, eine Freundschaft, die wenigstens auf meiner Seite ganz unberührt vom Großen Kriege blieb, obwohl wir uns zum letztenmal 1904 in Berlin sahen. Wo immer sie auch sein mögen, ich hoffe, daß es ihnen gut geht!

Ich war sehr neidisch auf ihr Glück und wartete ungeduldig auf den Tag, an dem auch meine Frau kommen sollte, um die Eintönigkeit meines Lebens zu beleben. „Eintönigkeit“ lief mir zufällig aus der Feder. Auszüge aus meinem Tagebuch zeigen, wie fern von Eintönigkeit meine Tage in Tongku waren: „Ein chinesischer Reisender fiel aus dem Zug, beide Beine gebrochen. — Ein australischer Zivilist und ein deutscher Soldat prügeln sich im Zuge. Ich ließ beide festsetzen und benachrichtigte den deutschen Kommandanten. — Japanische Offiziere, sehr wild, verlangten Güterwagen, die ich nicht hatte. Berichteten ihrem Hauptquartier. — Eine Gruppe russischer Soldaten aus dem Zug Nr. 6. Keine Verpflegung. Verpflegte sie und gab ihnen ein Glas Wodka. — Englische Soldaten im Streit mit russischen. Da keiner die Worte des anderen verstand, hielt jeder sie für eine Beschimpfung. Ich übersetzte sie für sie. Nach einigen Wodkas mehr gingen sie Arm in Arm davon.“

Nein, mein Leben war sicherlich nicht eintönig, aber die Rolle des ewigen Friedensstifters ist sehr ermüdend.

Im Spätsommer erhielt ich endlich Nachricht, daß meine Frau bald ankommen würde. Eine große Sache, darauf zu warten — aber wo sollte ich sie unterbringen? Durchreisende, die die Nacht hier bleiben mußten, brachte ich gewöhnlich auf dem Fußboden des Billettschalterraumes unter. Wir waren fünf Jahre verheiratet, und meine Frau hatte eine einigermaßen strapaziöse Zeit und trug sie ganz ohne Klagen, aber ich fühlte, es würde zuviel verlangt sein, daß sie zufrieden sein sollte mit einem paar Pferdedecken auf dem Fußboden. Deshalb hatte ich eine glänzende Idee: ich wollte selbst ein Haus für sie bauen. Ich versuchte die Eisenbahnbehörden diesen Plan finanzieren zu lassen, erhielt aber eine glatte Absage. Frauen seien nicht erwünscht und sollten deshalb nicht ermutigt werden. Ich stimmte vollkommen zu im Hinblick auf die Frauen anderer, aber war nicht mein Fall ein ganz besonderer? Schließlich erhielt ich die Erlaubnis, ein kleines Haus auf dem Perron auf meine eigenen Kosten zu bauen. Dies würde sicherlich eine schwere Ausgabe für mich bedeuten, und ich war nie gut bei Kasse. Ich hätte die Eisenbahn betrügen können (wobei ich mich durchaus als Ehrenmann gefühlt hätte), indem ich die Eisenbahnarbeiter, Maurer, Zimmerleute usw. benutzt hätte — aber wo sollte ich die Ziegel herbekommen? Das Problem wurde von Pottschernick gelöst, der weiter aufwärts auf der Eisenbahnlinie in Lutai stationiert war. Er schrieb mir: „Eine Masse von Gebäuden hier herum sind im letzten Kampfe zerstört, und Ziegel liegen hier überall herum. Schicken Sie mir einige Güterwagen, und ich will sie mit all dem Baumaterial, das Sie brauchen, füllen.“ Das war ein sehr freundliches Anerbieten, und ich nahm es sofort an mit dem Ergebnis, daß bei der Ankunft meiner Frau eine niedliche kleine Residenz sie auf dem Bahnsteig erwartete.

Die Umstände bei ihrer wirklichen Ankunft gaben meinen deutschen Freunden weitere Gelegenheit, ihre Freundlichkeit zu zeigen. Diesmal war es die Flotte und nicht die Armee, die mir half. Unter andern Offizieren der deutschen Flotte hatte ich einen ganz besonderen Freund in der Person von Kapitän Dähnhardt. Ich erhielt die Nachricht von der Ankunft des Schiffes, das meine Frau brachte, durch eine Mitteilung, die mir von einem unserer Schiffe signalisiert wurde, aber als wir zu der Frage kamen, mir ein Boot zu leihen, um auszufahren und sie an Land zu holen, war unsere eigene Flotte unfähig zu helfen, da alle ihre kleinen Fahrzeuge voll beschäftigt waren. Die Amerikaner hatten immer angeboten, in jeder Lage zu helfen, so wandte ich mich zunächst an sie. Aber sie stellten fest, daß auch sie kein Fahrzeug frei hatten. Ich war ganz verzweifelt, als ich mich auf meinen alten Freund Dähnhardt besann, und ich wandte mich sogleich an ihn, doch ohne viel Hoffnung auf Erfolg. Dreißig Minuten später befand ich mich auf der Werft, wo ich Dähnhardt auf mich wartend fand in einer sehr schneidigen Pinasse mit der deutschen Kriegsflagge an der einen und der britischen an der anderen Seite. Nicht nur war die ersehnte Überfahrt sichergestellt, sondern mit echt deutscher Gastfreundschaft hatte dieser gute Kamerad einen reizenden kleinen Lunch an Bord vorgesehen, ohne die Flasche Champagner zu vergessen.

Wir fuhren ab nach der Sandbank und waren bald längsseit des Dampfers,



auf dem ich meine Frau fand, die wie Frau Pottschernick sich gewundert hatte, wo ich wäre, wie sie jemals an Land kommen sollte und wie sie mich dann finden könnte. Man kann sich ihre Überraschung und ihre Freude vorstellen, als sie die königlichen Vorbereitungen für ihren Transport sah, und sie wird niemals — genau so wenig wie ich — die ritterliche Freundlichkeit dieses warmherzigen Seemanns vergessen können.

Mit dieser lustigen Episode will ich meine Illustrationen dessen schließen, was man die lustigen Seitenlichter des Krieges nennen könnte. Selbst die grauenhaften vier Jahre des nächsten Krieges brachten Episoden ähnlicher Art, und man könnte fast ein Buch schreiben mit der Zusammenstellung einer Reihe von ihnen. Andere deutsche Namen tauchen vor mir auf beim Schreiben — Offiziere, zu denen ich freundliche Beziehungen in jenen fernen Tagen hatte. Vordenhagen, Schoenermarck, Goeke und Wollseifen, von denen die meisten, wie ich hoffe, noch am Leben sind. Es ist traurig, zu denken, daß wir in dem letzten Kriege auf entgegengesetzten Seiten standen, aber das läßt sich niemals vermeiden. Freundschaft zwischen Einzelpersonen hat nichts zu tun mit Kriegserklärungen, die in den Händen von Regierungen liegen und mit denen wir Soldaten glücklicherweise nichts zu tun haben. Soldaten des stehenden Heeres haben zu kämpfen, wo immer ihnen zu kämpfen befohlen wird, ohne irgendwelche Fragen dabei zu stellen. Aber wir können kämpfen wie gentlemen ohne Feindseligkeit oder irgendeinen Zug törichtes Hasses.

★

Zum Schluß möchte ich einige wenige Zeilen über meine Person hinzufügen. In den ersten Abschnitten dieses Aufsatzes habe ich meinen wirklichen Charakter etwas verleugnet und den Eindruck erweckt, als ob ich ein ziemlich wilder Bursche wäre. Nun, da ist wohl etwas Wahres dran, aber ich hoffe, ich hielt mich immer in Grenzen, und ich kann meinen Lesern versichern, daß mein Benehmen heute ohne Tadel ist! Ich bin zweiundsiebzig und um ein altes englisches Sprichwort zu benutzen: „Butter won't melt in my mouth.“ Meine Frau hat keinerlei Angst mehr wegen meines Benehmens und erlaubt mir, Dinnerparties bei festlichen Gelegenheiten allein zu besuchen — ohne Angst vor den Folgen.

## Im Bann der Koordinaten

Alte Landkarten sind seit einiger Zeit große Mode. Die einen sammeln sie in Mappen, die anderen hängen sie sich gerahmt an die Wand: manche kleben sie auch auf Lampenschirme. Und wer Glück hat, macht vor ihnen sogar Entdeckungen in seiner Seele, wie sie keine noch so schöne moderne Karte zu geben vermag.

In einem alten holländischen Atlas aus dem Ende des 17. Jahrhunderts blättern, stößt man zum Exempel auf eine Karte, die vollkommen fremd und ungewohnt wirkt, obwohl auf einem Flecken Meer groß und deutlich Ost-See steht. Dieser Flecken Meer nimmt aber die linke Seite des Kartenblattes ein, als ob es sich um die Darstellung eines Stückes der lettischen oder der finnischen Küste handelte. Das ist jedoch nicht der Fall; denn oben in der Mitte ist wieder eine große Wasserbucht und darin steht Das Frische Haff. Das ist eine Gegend, die man zufällig sehr genau kennt, die man aber auf diesem Kartenblatt beim besten Willen nicht erkennt. Sie bleibt fremd, bis man, einer in das Haff eingezeichneten Windrose folgend, das Blatt um  $90^\circ$  dreht, so daß die linke Kante nach oben, in die Nordrichtung kommt. Da verweht plötzlich die Fremdheit, vor einem liegt die wohlbekannte Westecke des Frischen Haffs mit dem Mogatdelta und dem Ansaß der Mehrung — nur die Ortsnamen stehen jetzt alle senkrecht. Man ist auf einmal, wie mit einem Ruck, wieder auf der Karte und in der Landschaft zu Hause, die eine einfache Drehung um  $90^\circ$ , die der Stecher aus Platzgründen vollzog, völlig verändert, fremd, ja unbekannt gemacht hatte. Es hat sich nichts geändert, die Orte, Seen, Ströme liegen in jeder der beiden Lagen des Blattes in genau der gleichen Weise zueinander — nur daß sie in der ursprünglichen Druckanordnung dem Bann der gewohnten Koordinaten entzogen, einer andern Ordnung unterstellt — aus der Anschauung herausgehoben sind, an die wir von klein auf gewöhnt sind. Wir erleben fast mit einem körperlichen Schrecken die Tatsache, daß unser Erdbraumbild höchstens zur Hälfte Bild, zur andern Hälfte begriffs- und ordnungsbestimmt, denkbestimmt ist. Unsere Anschauung der Erde ist von diesem Erlebnis aus gesehen gar keine Anschauung, sondern in wesentlichsten Punkten abstrakt bedingt, entstanden im Bann der Koordinaten, aus denen herausgelöst und wirklich auf Anschauung gestellt zu werden ein greuliches Unsicherheitsgefühl, ein Unbehagen weckt, das um so seltsamer ist, als hinter ihm doch etwas wie eine Befreiung, ein Entwöhntwerden stehen müßte.

Wenn wir auf einem Berge stehen, eine Landschaft um uns sehen — mit Bergen, Tälern, Höhenzügen, Strömen — was erleben wir da? Eine Landschaft mit Licht und Farben, Schatten und Raum, mit aller Herrlichkeit der Erde — und zugleich ein Stück der Erde. Wir sehen ein Raumbild, eine riesige wunderbare Raumhalbkugel um uns und über uns — und auf einmal zittert durch dieses Raumbild unsichtbar sichtbar ein flirrendes Netz von Linien — die ewigen Koordinaten, die wir, gebannt seit Kindertagen in unserem Denken nicht nur, sondern schon in unsern



Sinnen mit uns herumtragen. Drüben hoch am Himmel steht die Sonne — wo ist Norden? Dort also, in jener Richtung — und auf einmal geht es wie ein Ruck durch die ganze Herrlichkeit der Anschauung: sie stellt sich sozusagen in Reih und Glied, fügt sich dem oben und unten, rechts und links des heimlichen Landkartenbildes, das wir in unserer Seele mit uns herumtragen. Sie geht ein in den Bann der Koordinaten, um ihm nun nicht mehr entinnen zu können. Für jedes Wiedersehen ist sie in das kartographische Schema unserer Seele eingefangen: die Längen- und die Breitengrade sind stärker als alles noch so intensive, noch so unmittelbare Sehen. Noch der Mensch, der keine Ahnung hat, was der Begriff Koordinaten bedeutet, steht mit seiner Welt der Erdraumordnung fast ausnahmslos unter ihrer Herrschaft: höchstens Frauen haben die Fähigkeit, völlig von diesen „männlichen Schnörkeleien“ abzusehen und von ihnen frei zu bleiben. Das Netz der Längen- und der Breitengrade ist mit seinen beiden Grundrichtungen eingegangen nicht nur in die menschliche Vorstellung, sondern in das menschliche oder wenigstens das männliche Gefühl: wir sind alle selber wie mit einem heimlichen inneren Kompaß eingestellt in die große Grundordnung unseres irdischen Daseins — die stärker ist als alle Anschauung. Die Aufteilung der Erde durch das Koordinatennetz der Grade ist nicht nur Aufteilung des Globus und der Karten: sie geht auch durch uns mitten hindurch. Nicht nur das Land ist im Banne der Koordinaten — unsere Raumvorstellungen, und mit ihnen wir selber, sind es auch.

Gewohnheit, könnte man sagen, Denk- und Betrachtungsgewohnheit. Wenn wir uns eine Weile dazu erzögen, bestimmte Teile einer Gegend, eines Landes ostwestlich zu orientieren, wie die Haffkarte in dem Beispiel des Anfangs, würden wir uns genau so mit ihrer Hilfe zurechtfinden, wie mit einer nord-südlich ausgerichteten. Das scheint zunächst richtig oder möglich: der Bann der Koordinaten aber wäre damit nur gewandelt und gelockert, nicht aufgehoben. Heimlich würde die Seele die Ost-West-Karte doch wieder an der Nord-Süd-Orientierung prüfen und nach ihr ausrichten — weil diese Nord-Süd-Richtung schon von der Globusvorstellung her unwillkürlich als der Wirklichkeit entsprechend, von der Wirklichkeit bestimmt empfunden wird. Die Nord-Süd-Richtung ist stabil, die Ost-West-Richtung Bewegungsrichtung und Bewegung der Erde; es gibt keine Festpunkte auf den sich drehenden Breitenkreisen, keine Pole. Der Nordpunkt ist im Polarstern auf den Himmel projiziert, wird kosmisch gespiegelt; die Nord-Süd-Richtung ist auf diese Weise viel entscheidender festgelegt und bannender als die andere, zu ihr senkrechte. Gewiß: auch sie mußte begrifflich erfaßt und auf dem Weg über Denken und lange Erfahrung unserm Wesen eingepflanzt werden: heute ist sie aber heimlich Teil dieses Wesens geworden, herrschende Ordnerin unseres ganzen Lebens auf dieser seltsamen, dahinrollenden Kugel, die uns trägt.

Man erlebt diese Tatsache, sobald man sie einmal aufgefaßt hat, immer wieder. Fremde Städte geben sehr schöne Erfahrungsbelege für sie. Wenn man zuerst nach Florenz, nach Paris, nach New York kommt (New York, eine zum großen Teil nach Koordinaten gegliederte Stadt, eignet sich am besten), wenn man zuerst durch die Straßen über die Plätze wandert, geht man wie durch einen weichen, strukturlosen, beinahe fluktuierenden Raum. Man hat die Sicherung der Koordinaten ver-

loren, und der Raum hat sie mit verloren: ein freier, noch nicht von begrifflich festen Achsen durchzogener Raum umgibt Kirchen und Paläste, Dome und Rathäuser: die Anschauung scheint für eine kurze Spanne Zeit freie Anschauung geworden. Das Glück währt nicht lange: schon aus den ersten Blicken auf den Stadtplan steigt das Gift der Koordinaten: der freie Raum ist auf einmal wieder gebundener Raum, die Himmelsrichtungen senken sich mitleidlos vom bis dahin milde kreisenden Zenit herab: die Avenuen und die Boulevards richten sich nordsüdlich aus. Es geschieht genau das Gleiche wie vor der Karte mit dem Frischen Haff: der Intellekt, das ordnende Prinzip, ergreift mit rauher Hand die Herrschaft, die ihm für eine kurze Frist vom Ungewohnten, sozusagen noch nicht von ihm wohnlich gemachten bloßen Material der Umwelt abgenommen war.

Es ist sehr eigen zu sehen, um wieviel weiter diese Herrschaft des gedachten, begrifflich schon geordneten Raums, besser seiner Vorstellung, reicht, als die der Anschauung. So weit der Ausblick vom Berge auch geht: wo das letzte Land in blauer Ferne schimmernd im Himmel verschwimmt, erreicht sie und mit ihr das sinnliche, das welterfassende Ich ihre Grenzen. Bis zu jenem Himmelsrand reicht der schauende Mensch: bis zu jener fernen Grenze zwischen Land und Atmosphäre geht seine sehende Kraft — er sieht ja nicht da, wo er steht, sondern dort, wohin er sieht: er ist im Sehen dort in der Ferne bei dem verschwappenden Baum, dem winzigen schimmernden Segel auf der See — nicht mehr bei sich. Darin liegt ja das Beglückende der weiten Aussicht, daß dort der vom ausschauenden Ich zu durchschreitende Raum so groß ist, daß das Reich des Individuums so riesige Ausmaße annimmt, daß der Mensch mit einer Art von Herrscherstolz seine Welt besichtigend abschreitet und ausmisst. An der Grenze von Himmel und Land aber endet das Reich des Auges, ist die geschaute Umwelt zu Ende: über sie hinaus führt kein Blick, sondern die Vorstellung, und zwar auf Grund der im Bann der Koordinaten gebundenen Weltvorstellung. Von der Höhe der Peterskuppel in Rom wandert der Blick über die riesige Ebene des Daches der Kirche hinab auf die Ewige Stadt, wandert südwärts — und auf einmal gleitet jenseits der Grenzen der Anschauung, aber durch das Band der Koordinaten mit ihr fest verbunden die Vorstellung weiter: das Land Italia liegt zu Füßen des Schauenden, das eben noch nur Betrachtete wird Vision bis hinab nach Neapel, zum Meer, zum fernen Afrika. Die bloße Anschauung vermag diese intellektgetragene Ausweitung des Lebensbereichs nicht zu geben: sie wächst aus der gekannten Vorstellung der Welt — auf dem Wege über die helfenden Koordinaten. Ein einfaches Hilfsmittel aus den Anfangsbereichen der höheren Mathematik wird Träger einer ungeheuren Erweiterung des Lebensraums: wie vorher das Auge, der Blick, so wandert jetzt die Vorstellung weit hinaus bis an die Grenze des Raumes der geistigen Atmosphäre. Sie vermag es, weil die freundlichen Koordinaten ihr die innere Klarheit und Gliederung gegeben haben — selbst wenn der Mensch in der Wirklichkeit nie die Länder der Ferne dort unten betreten hat. Das zierliche kristallene Ordnungsnetz der Erde übernimmt Funktionen, wie sie früher vielleicht eine von ihrem Besitzer sehr sorgfältig geordnete Erinnerung hätte ausüben können — falls sich eine so große Summe von Erinnerungen ohne diese mathematischen Hilfsmittel überhaupt hätte ordnen lassen.



Zuweilen fühlt man sich versucht, zu erproben, ob dieser Bann der Koordinaten mit bewußter Arbeit nicht wieder aus dem Anschauungs- und Vorstellungsbesitz ausgeschaltet, der Genuß der reinen Anschauung ungetrübt wieder hergestellt werden kann. Es müßte doch möglich sein, selbst ein bekanntes Stück des Umweltbildes, gewissermaßen naiv, an sich aufzunehmen, den Anteil der darstellenden Geometrie wenigstens zeitweise auszuschalten. Unternimmt man den Versuch, so erlebt man sehr bald, daß das Zurückgehen auf die reine Anschauung erheblich schwieriger ist, als man sich's vorstellt. Nicht nur, weil die eingeschliffenen Bahnen langer Gewohnheiten das sinnlich Wahrgenommene immer wieder in ihre Ablaufs- und Ordnungsbereiche ziehen, sondern weil die bannenden Koordinaten offenbar nicht die erste, sondern erst eine spätere, wenn auch noch nicht die letzte mathematische Zutat in unserm angeblichen bloßen Anschauungsbild der Welt sind. Man braucht nur einmal das oft benutzte Beispiel des Bahndamms mit den Schienensträngen heranzuholen, um das unmittelbare Eingehen des Anschaulichen, der Sichtbarkeit in eine nicht mehr nur der Anschauung entsprechende Ordnung zu erleben. Wenn man zwischen den Schienen steht und blickt zu beiden Seiten an sich nieder, so sieht man, daß die Schienen parallel laufen. Die Anschauung lehrt es genau wie die Erfahrung mit dem stets gleichen Räderabstand des Zugs. Hebt man aber den Kopf und blickt die Schienen entlang in die Ferne, so lehrt die Anschauung etwas anderes, nämlich daß dort die beiden Eisenbänder zusammenlaufen. Die Anschauung der Nähe fügt sich einer neuen, der der Ferne, die zu der andern im offenen Widerspruch steht. Was ist nun Anschauung — wo beginnt der Anteil des Wissens, wo setzt die heimliche Intellektsmitarbeit schon in der reinen Weltanschauung ein? Ist nicht die „reine“ Anschauung auch schon eingegangen in den Bann bestimmter, nur heimlicher Koordinaten, die viel unheimlicher sind, weil sie nicht, offen und klar wie die andern, die Projektionsblätter unseres Wirklichkeitsbesitzes überziehen? Ist, was wir Perspektive nennen, nicht auch schon eine heimliche Koordinatenwelt, aus der höchstens ein visuelles Genie wie Cézanne einmal die reine Sichtbarkeit befreien und zeigen kann? Und auch Cézanne hat sich zuletzt weise allein auf die Farben beschränkt und von aller Behandlung, der latenten Augengeometrie abgesehen: er wußte wohl, daß man nur bei dem rein sinnlichen Anteil des Sehens wenigstens für Momente die heimliche Mathematik des Lebens zum Schweigen bringen konnte.

Wir leben in einer Zeit, in der der Intellekt nicht sehr hoch im Kurse steht: da ist es zuweilen ganz nützlich, sich klarzumachen, daß seine unheimliche Herrschaft noch viel weiter reicht, als man sich gemeinhin vorstellt. Schopenhauer suchte seine Gefährlichkeit zu mildern, indem er ihn in Vernunft und Verstand zerlegte und die bannenden Mächte, von denen hier die Rede war, nur dem Verstand zuschrieb. Ihr intellektueller Charakter bleibt der gleiche: der Bann der Koordinaten hat dieselbe Wirkung, ob er nun von der Vernunft, wie im Falle der Gradeinteilung der Erde, oder vom Verstand, wie im Falle der perspektivischen Vergewaltigung der Anschauung ausgeht. Befreiung ist in beiden Fällen nur möglich durch Einsicht — wenn diese Befreiung auch ihrerseits wieder meist im Intellektuellen verbleibt und nur in Ausnahmefällen anschaulich verwirklicht zu werden vermag.

# DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

## Der junge und der alte Bismarck

Aus den „Briefen an seine Braut und Gattin“ (1914)

Schönhausen 1847

„Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen, in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers und der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach bessern, edleren Zuständen, liegt es wohl, daß bei nicht ganz oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben. Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem, was Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das Idyllen- und Lustspielartige, in der vollkommensten Form, nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit — im höhern Sinne — und Zufriedenheit *erhaben* zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltenen, bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallnen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden.“

Schönhausen 1849

„Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Lust, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blasrote Saum des Sonnenunterganges. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das Bild einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag das Spiegelbild auch oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.“

Berlin 1851

„Ich war heute mittag, d. h. vor dem Essen, bei General Gerlach, und während er mir von Verträgen und Monarchen dozierte, sah ich, wie im Garten



unter den Fenstern der Wind wühlte in den Kastanien und Fliederblüten und hörte die Nachtigallen und dachte, wenn ich mit Dir im Fenster der Tafelstube sitze und auf die Terrasse sehe, und wußte nicht, was Gerlach redete. Dein Brief kam gestern abend, und ich wurde so traurig und sehnachtskrank, daß ich weinen mußte, wie ich im Bett lag, und Gott innig bitten, daß er mir Kraft gebe, meine Pflicht zu tun.“

#### Warzin 1867

„Wenn ich gefrühstückt und gezeitigt habe, wandre ich mit Jagdstiefeln in die Wälder, bergsteigend und sumpfwatend, und lerne Geographie. Es gibt hier sehr dicke Buchen, auch Büsteneien, Schonungen, Bäche, Moore, Heiden, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Eichen- und Buchenschläge und andere Dinge, an denen ich Freude habe, wenn ich dem Zerzett von Taube, Reiher und Weihe lausche. Wenn ich in Kniephof (seinem alten Wohnsitz in der Jugendzeit) bin, laufe ich immer Gefahr, festzuwachsen; ich fand es jetzt wieder reizend. Sie lassen mich nur niemals allein, und ich habe mir dort mit den Bäumen mehr zu sagen als mit den Menschen.“

#### Versailles 1870

„Ich entfloß heute der Plage, um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange gerade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, eine Stunde zu galoppieren, und nichts Menschliches als meines Burschen klappernden Trainsäbel hinter mir zu hören und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorene Hecken, die nicht mehr sind.“

#### Friedrichsrub 1889

Bericht der Freifrau von Spikemberg (Bismarck, Werke Band 8)

„Erst sprach er über seinen geliebten Wald, und als wir durch einen dichten Busch fuhren, sagte er, diese Hügel habe er als Lurus mit Niederholz bepflanzt, um sich an Pommern zu erinnern, nach den endlosen Strecken steifen geradlinigen Hochwaldes, und in jener Senke habe er als alter Mann im Sommer oft, oft langausgestreckt im Heidekraut gelegen und gen Himmel geguckt, sich und die Welt zu vergessen.“

Elisabeth Freifrau von Heyking geb. Gräfin Flemming, Enkelin der Bettina  
1861–1925

Nach „Tagebücher aus vier Weltteilen“, hrsg. von Grete Litzmann, 1926

Vom höheren Geist. Valparaiso 1887: „Mich dünkt manchmal, daß in mir außer dem Geist, der mit dem täglichen Leben sich beschäftigt und sich über dasselbe seinen Vers macht, noch ein anderer höherer Geist wohne, der noch im Werden, sich selbst noch nicht bewußt geworden ist. Es ist mir oft wie

ein Schmerz, als fühlte ich ein zweites Leben in mir, das nicht zum Ausdruck kommen kann. Ich habe so mancherlei Gaben und kann gar nichts. Oft will es mich dünken, könnte ich nur das Kleinste leisten, ganz aus mir selbst heraus und selbständig, so käme dieser zweite Geist zur Ruhe. Im kleinsten Schaffen müßte ihm so sein wie Gott, der die Welt schuf und sich in ihr bewußt ward.“ —

Näher zu Gott. Simla 1891: „Ich bin in diesem Jahr mehr und mehr zur Erkenntnis gekommen, daß wir doch in einem Zusammenhang stehen mit Gott und daß er uns wohl hört. Es ist dies ein tröstlicher Gedanke, und er führt mich zum Hoffen, daß es mit unserer Existenz hier nicht zu Ende ist, sondern daß sich das Gute in uns später noch weiter entwickelt. Während der langen Stunden, die ich in den letzten Wochen gelegen und nachgedacht habe, ist mir manches klarer geworden und es kam mir so vor, als sei ich Gott plötzlich nähergerückt. Der Wunsch, wirklich gut zu sein, ist in mir erwacht, und etwas von jenem Mitleid, das Christus unter der Nächstenliebe gemeint, das er selbst im höchsten Maße gehabt und das uns helfen soll, alle kleinlichen Gefühle, Ärger, Ungeduld und Neid zu überwinden.“

Jenseits der Seele. Burma 1892: „In einem Tempel sahen wir einen enormen weißen Buddha. Sein Antlitz mit den großen dunklen Augen und geraden Brauen ist seltsam lebend und dabei doch so wunderbar weiß und ruhig. Der Mund scheint sich eben zum Sprechen öffnen zu wollen. Vor ihm sind Hunderte von Kerzen angezündet von frommen Händen, auf den Steindallen knien die Gläubigen, winzig klein, und eintönig gemurmelte Worte steigen zu ihm auf, nicht wirkliche Gebete, sondern das hundertfache Wiederholen einzelner Worte, welche die Haupttugenden bedeuten, nach denen wir streben, und die Betrachtungen, die wir machen sollen: ‚Vergänglichkeit von allem, Unabhängigkeit des Menschen von den Umständen, Gleichgewicht der Seele.‘ Einer nach dem anderen verlassen die Andächtigen den Tempel, eine nach der anderen erlöschen die Kerzen, und aus ihrem Qualm schaut fern, geisterhaft und traumartig der kolossale Buddha hervor mit seinen unergründlich rätselhaften Augen, ein unerreichbares Etwas. Ein ungreifbares Ideal von Ruhe, Gleichgewicht und Wunschlosigkeit.“ —

Gebet. Simla 1892. Dort erkrankte im April ihr kleiner Sohn schwer. Sie schreibt von dieser Zeit: „Ich erinnere mich vieler Nächte, die ich dort durchwacht, wie allmählich der Morgen graute und sich die Berge duftig vom Himmel abhoben. Kalte bläuliche Schatten lagen auf den Abhängen, und der Weg, der hinab nach Kalka führt, schimmerte in fahlem Licht. Unter dem Haus zogen die Kamelkarawanen vorbei, und ich hörte das Klingeln ihrer Glöckchen . . . Was habe ich dort in dem kleinen Zimmer gekniet und für Teddy gebetet! Ich erinnere mich einer Nacht, wo ich ganz deutlich fühlte, daß alle meine Toten nah waren. Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie dicht neben mir standen, und ich habe sie alle gebeten, für Teddy zu beten, und ich bin sicher, sie hörten mich. Auch der, der so viel gelitten hat um mich, hat mir in jener Nacht vergeben um meiner Angst willen.“ — Das Kind wurde bald darauf gesund.





*Marburger Photo*

WALTER WEHE

## Erasmus Grassers Moriskentänzer

Nicht nur im Formalen, sondern ebenso bewußt im Inhaltlichen sucht die Kunst des ausgehenden Mittelalters neue Wege einzuschlagen; im Formalen ist es die Hinwendung zur Renaissance, im Inhaltlichen die Abwendung von den bis dahin allein vorherrschenden religiösen Motiven. Während die italienische Kunst vor allem der lebhaften Beschäftigung mit der wiederentdeckten Antike sehr entscheidende Aufschlüsse verdankt, wurde im Norden, also in Deutschland und den Niederlanden, die Natur und das Alltagsleben des Volkes eine Quelle der Anregungen für den Künstler, der sich eine neue, diesseitsfreudigere Welt für sein Schaffen erobern wollte. In Holzschnitten und Kupferstichen wurde es zuerst gewagt, Szenen aus dem Leben des arbeitenden und feiernden Volkes zu schildern; aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat dann Pieter Bruegel auch in Bildern großen Formates mit unverkennbarer Lust an der urwüchsigen Ausgelassenheit das bäuerliche Treiben dargestellt.

Die deutsche Plastik, die schon während des Mittelalters in ihren Arbeiten für die Kirchen oft genug ein sehr weltliches und manchmal derbes Motiv nicht gescheut hatte, steht in der neuen Entwicklung keineswegs zurück, sondern hat schon sehr bald ein hervorragendes Meisterwerk aufzuweisen, das inhaltlich und in seiner Bestimmung fern von allem Kirchlichen und Herkömmlichen ist. Es sind die Moriskentänzer, die Erasmus Grasser im Jahre 1480 im Auftrage des Münchener Rates für den großen Saal des Tanzhauses, des jetzigen alten Rathauses, schuf. Von den „16 pilden maruscka tanntz“, die in der Stadtkammerrechnung erwähnt werden, sind zwar nur noch zehn erhalten, aber sie geben einen durchaus genügenden Eindruck von der Art des Meisters und von dem Lebensgefühl der Zeit, in der sie entstanden sind.

Erasmus Grassers Leistung ist um so erstaunlicher, als diese Figuren seine erste sicher beglaubigte Arbeit sind; wir wissen nur, daß er vorher an der Innenausstattung der Frauenkirche mitgearbeitet hat. Er wird nur wenige Jahre früher nach München gekommen sein; in welcher Werkstatt er gelernt hat, ist unbekannt, nur sein Geburtsort Schmidmühlen in der Oberpfalz steht mit einiger Sicherheit fest. Auch sein Todesjahr 1518 kann nur erschlossen werden. Trotzdem galt er zu seiner Zeit in München als sehr angesehener Meister, und die Erwähnungen in

den alten Archiven sind ausreichend, um seine vielseitige Tätigkeit in dieser Stadt und im bayerischen Gebiete nachweisen zu können. Von seiner Tätigkeit als Bildhauer und Bildschnitzer zeugen Altäre, Statuen und Grabdenkmäler; sein Ruf als Baumeister hat ihn sogar bis an den Bodensee und nach Tirol geführt, und für Brücken und Brunnenbauten war er ein geschätzter Sachverständiger.

Sein für uns bedeutsamstes Werk aber bleiben die Moriskentänzer. Der Moriskentanz kam von den spanischen Mauren; daher auch der Name. Er verbreitete sich bald über ganz Europa und schloß sich in den einzelnen Ländern den alten volkstümlichen Überlieferungen an, wodurch er jeweils verschiedene Formen annahm. In



Marburger Photo



seinem Ursprungsland war er wohl ein Schwerttanz, und in England, wo er die größte Verbreitung erlangt hat — bei Shakespeare begegnet uns wiederholt der „morris dance“ — wird er noch 1779 als Schwerttanz aufgeführt. In Deutschland aber verbindet er sich mit den alten Volksbräuchen des Frühlings und wird von daher zweifach entscheidend beeinflusst: aus dem Brauchtum der Fastnacht wird das närrische Element übernommen, die Tänzer erhalten die Narrenattribute, und aus den volkstümlichen Frühlingsspielen, die den Streit des Winters mit dem Frühling symbolisieren und noch heute in Resten erhalten sind, wird das Kampfmotiv herangezogen; eine Frau setzt den Preis aus und eine Anzahl von Männern



Marburger Photo

sucht nun durch irgendwelche Leistungen diesen Preis zu gewinnen. Es gibt aus dieser Zeit ein Fastnachtsspiel „Morischgentanz“, in dem die Frau demjenigen den Preis — es ist ein Apfel — verspricht, der sich der größten Narretei rühmen kann, die er begangen hat, um einer Frau zu gefallen. Zehn Männernarren überboten sich nun gegenseitig in der Schilderung von Narreheiten, Verbeuten und Unflätigkeiten, und der am eindeutigsten wird, bleibt schließlich Sieger. Es ist ein Stück ganz im Stile der Fastnachtsspiele, in dem das Dramatische ganz vom drastischen Wortwitz verdrängt wird.

Dieses Fastnachtsspiel ist zweifellos die am wenigsten ansprechende Form, in der das Thema des Moriskentanzes uns überliefert ist. Daß er aber damals ein beliebtes und verbreitetes Volksvergnügen war, dafür zeugen eine Reihe von Darstellungen in der bildenden Kunst. Wir finden das Thema auf Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen, auf Terrakotten und auch einmal als Steinrelief am „Goldenen Dachl“ in Innsbruck. Daraus läßt sich erschließen, daß er von einer Tänzergruppe vor Zuschauern aufgeführt wurde, und daß eine Reihe von Männern in phantastischen Narrenkostümen sich um den Preis bewirbt, den eine Frau vergibt; sie tun es nicht mit Worten wie im Fastnachtsspiel, sondern durch möglichst groteske Tanzbewegungen und komische Gliederverrenkungen,

die sie nach dem Takte der Musik aufführen. — Die einzige Freiplastik und zugleich die klassische und bekannteste Darstellung des Moriskentanzes ist die von Erasmus Grasser. Zu den heute fehlenden sechs Figuren gehörte sicherlich die der Preisrichterin und wahrscheinlich ein oder mehrere Musikanten, so daß die zehn erhaltenen Stücke nicht als Einzeltänzer aufzufassen sind, sondern als Teile einer Gruppe, die rings um die Wände des großen Festsaales des Münchener alten Rathauses aufgestellt waren; sie sind in Holz geschnitzt und wechseln in ihrer Höhe zwischen 65 und 88 Zentimeter.

Sicher hat die Befreiung von dem kirchlichen Thema im Künstler die Phantasie und den Schwung ausgelöst, durch die sein Werk so einmalig in seiner Zeit steht. Alles Feste und Körperliche ist aufgelöst zu Bewegung und verwirrendem Gebärdenpiel; die Figuren haben nicht eine bestimmte Ansichtsseite, sondern sind nur als Ganzes fassbar, als ein einziger Wirbel, in den der Betrachter unwillkürlich hineingezogen wird. Der Drehung der Körper, der Arme und Beine geben die flatternden und sich bauschenden Gewandstücke, die Bänder und Schärpen den weitausholenden Schwung. In grotesken Beinstellungen stampfen die Tänzer den Boden, gleiten behend über die Fläche oder springen federnd in die Luft. Die komisch verrenkten Arme und die bizarr gespreizten Hände sind von unerhörter

Ausdruckskraft; in ihren Köpfen steigert sich das Ausdrucksvermögen des Künstlers zu höchster Charakterisierung, die das Innenleben der Moristen mit unverhüllter Deutlichkeit erkennen läßt. Sie sind in dem Momente festgehalten, in dem das Tänzerische ins Rauschhafte übergeht und alle Rücksicht auf die Umwelt fortfällt; sie sind von jener dionysischen Gewalt befallen, von der Nietzsche sagt, daß vor ihr das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. Damit ist im übrigen die weitverbreitete Anschauung widerlegt, daß der abendländischen Kultur das tänzerische Lebensgefühl, oder, wie Nietzsche es nennt, das Dionysische fremd sein soll, während es in der Antike zusammen mit dem Apollinischen die erhabensten Formen



Marburger Photo



im Kultischen und Künstlerischen erzeugt hatte. Es war nur vom Christlichen unterdrückt worden und gewann sofort nach einer ersten Lockerung des kirchlichen Zwanges neuen Auftrieb und fand eine einzigartige, in der ganzen abendländischen Kunst einmalige Gestaltung durch Erasmus Grasser.

Gewiß, es ist eine zeitbedingte Gestaltung des Tänzerischen; der Künstler ging ja unmittelbar von der eigenen Anschauung aus; er hat alle die Einzelheiten beibehalten, die der volkstümliche Brauch vorschrieb: die phantastischen und bunten Gewänder, die Schellenfränze um Arme und Beine, die seltsamen Kopfbedeckungen; er hat auch die einzelnen Typen der Tänzer, wie sie im Spiele auftraten, mit großer Genauigkeit wiedergegeben; der Mohr mit den wulstigen Lippen erinnert offenbar noch an die maurische Herkunft des Tanzes; die anderen Gestalten sind der deutschen Umwelt entnommen: der derbe Bauer mit den zerrissenen Stulpenstiefeln, der Schneider mit seinem lustig fliegenden Värtchen, der Galan mit den affektierten Gesten. Aber seine Charakterisierung ist nicht nur im Äußerlichen geblieben; obwohl uns nur Teile der Gruppe erhalten sind, ist die ganze Atmosphäre des Spiels, die tolle Ausgelassenheit, das alle Schranken niederreisende Temperament, der köstliche Humor mit unvergleichlicher Sicherheit in jeder einzelnen der Gestalten zum Ausdruck gekommen. Aber man darf sich durch das Groteske und Schalkhaft-Spielerische nicht täuschen lassen: etwas Unfaßbares und Hintergründiges, eine dunkle Erinnerung an uralte Geheimnisse ahnt man hinter der modischen Form des Moriskentanzes, wie hinter allem, was echt volkstümlich war und ist.



*Marburger Photo*

# Von der Ernsthaftigkeit der Mode

Was ist eigentlich Mode? Ist sie wirklich das launische Wesen weiblichen Geschlechts, zu dem man sie allgemein stempelt? Ist sie überflüssig, läppisch und nur ein Mittel, den Männern das Geld aus der Tasche zu ziehen, so daß man sie lediglich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung wegen dulden kann?

Es klingt vielleicht sonderbar, daß eine solche Frage aufgeworfen wird, aber gerade heute, wo wir uns auf uns selbst, auf unser Inneres und auf unsere ethischen Aufgaben mehr besinnen denn je, ist sie sehr zeitgemäß. Äußerlichkeiten sind unwichtig. Wer gibt auf so etwas acht?

Aber das ist falsch. Die Mode hat einen sehr tiefen Sinn, eine kulturelle Aufgabe und damit auch eine ethische. Sie ist Ausdruck ihrer Zeit und gehört zum Stil. Rokoko, Empire und Directoire sind Worte, die bei uns nicht nur einen modischen Begriff darstellen. Sie sind Bezeichnungen, die man weltbewegenden Epochen der Geschichte gegeben hat, eben weil Baustil und Mode das Gesicht der Ereignisse waren.

Es ist ja auch kein Zufall, daß wir im Jahre 1937 das kurze, praktische Tageskleid erhielten, ja sogar mit kurzem Rock ins Theater gehen. Dafür ziehen wir am Abend, auf dem Ball, zum großen Empfang, das bodenlange, schleppende Kleid an. Das ist nichts anderes als das Gesicht der Frau von heute. Diese Frau hat die Verirrungen eines verfliegenen Emanzipationshimmels überwunden, läßt sich aber nicht in eine Reaktion hineinreißen, die nun etwa die Karikatur der Hausfrau und Mutter wäre.

Es ist eine Einsenwahrheit, daß die Männer Gewohnheitstiere sind, und daß es an der Frau liegt, wenn sie von dieser Neigung, die wir ihnen zugestehen, mehr Gebrauch machen, als gut ist. Und gerade hier gibt uns die Mode viele Möglichkeiten. Und hier kommen wir auf die zweite Aufgabe der Mode, die auch kulturell ist: im Familienleben jene Spannungen erhalten zu helfen, die nötig sind, um Langeweile und den alten Trotz zu vertreiben.

Die Frau hat eine Entdeckung gemacht. Jahrzehntelang war sie diskutierende, demonstrierende, die Welt mit ihren Konflikten belästigende Trägerin irgendeiner Aufgabe. Die Frau als Juristin, als Politikerin, als Mutter, als Gegnerin des § 218, als Vamp machte von sich reden, wollte von sich reden machen, kämpfte wild für irgend etwas mehr oder weniger Sinnloses. Dabei wurde eins vergessen, und das war: die Frau, ganz einfach die Frau.

Damit ist alles gesagt. Die Frau schließt in sich die Mutter. Wenn es sein muß, dann wird sie arbeiten, im Haushalt, in der Familie oder in irgendeinem Beruf. Aber warum soviel Aufhebens davon machen? Die Männer stehen ja auch nicht Kopf, weil sie erwerbstätig sind.

Und ebensowenig Aufhebens machen wir davon, daß wir uns gut anziehen, so weit es in unseren Kräften steht. Das ist eine Selbstverständlichkeit und hat mit



dem Kleiderluxus eines unnützen kleinen Weibchens nicht das geringste zu tun. Sicher haben wir auch hier in den verkrampften Jahren der Nachkriegszeit viel Übertreibung erlebt, Auswüchse und Narrheiten. Aber das ist kein Grund, nun ins Gegenteil zu verfallen und jede gutangezogene Frau für ein lasterhaftes Wesen zu halten, das nichts anderes als Kleider im Kopf hat.

Das deutsche Gretchen und Käthchen von Heilbronn haben in dieser Beziehung viel Unheil gestiftet, denn sie werden vielfach auch heute noch als ideale Vorbilder betrachtet. Aber auch sie waren ja schließlich Trägerinnen ihrer Zeit, und ihre Nachahmung heute ist gänzlich verfehlt. Ebenso verfehlt, wie die mißverständene schlichte und einfache Frau, mit welchem Schlagwort man heute Ungepflegtheit und Stilwidrigkeiten im Anzug vertuscht.

Die modisch gekleidete Frau ist es nämlich, die schlicht wirken soll. Eine bunte Taftbluse mit Wasserfalltragen oder Glockenschöß wirkt nie schlicht. Es ist auch kein Beweis von Einfachheit, wenn man zu einem großen Opernabend in Rock und Bluse erscheint. Es ist nur fehl am Platz. Ein glattes schwarzes Abendkleid ist richtig und kann sehr einfach gearbeitet sein.

Und nun zur Frage: warum?

Antwort: zur Ehre der Kunst, unserer Kultur zu Ehren, denn eine Sammlung zum inneren Genuß wird dadurch nicht behindert, daß wir uns äußerlich darauf einstellen. Im Gegenteil, die Stimmung ist von vornherein festlicher. Keine Frau kann sich davon freimachen. Sie selbst wird sich wohler fühlen, wenn sie passend angezogen ist, und auch die anderen sehen gern ein hübsches Bild.

Und damit kommen wir wieder zum zweiten Punkt der kulturellen Aufgabe der Mode. Sie soll uns schön machen, uns Frauen, denen nun einmal von der Natur die Aufgabe gestellt ist, Schönheit und Freude in das Dasein des Mannes zu bringen, der im Lebenskampf steht, der die Familie ernährt. Es ist aber ganz sicher, daß wir dieser Aufgabe viel eher gerecht werden können, wenn wir auch die äußeren Dinge berücksichtigen.

Liebe kann vielleicht auch ein Dauerartikel sein. Es ist nicht leicht, in einer langjährigen Ehe Spannungen zu überbrücken, aber wir sehen an vielen Beispielen, daß es geht. Es wäre nur dumm, wenn wir auf so wertvolle Hilfsmittel verzichten wollten, wie sie uns die Mode bietet. Sie bringt Abwechslung, sie macht uns selbst Freude und auch den anderen.

Damit ist nicht gesagt, daß wir im ungeeignetsten Augenblick in einem hauchdünnen Hausgewand im Arbeitszimmer des Mannes erscheinen sollen. Es soll damit nur festgestellt werden, daß es grundfalsch ist, diese Dinge außer acht zu lassen. Der bedauerlichste Standpunkt, den eine Frau haben kann, ist der des Besitzrechtes. „Jetzt habe ich den Mann, jetzt brauch' ich mir keine Mühe mehr zu geben.“ Die Folge davon wird sein, daß der Mann vielleicht aus Pflichtbewußtsein, um der Familie willen, seiner Frau nicht davon läuft, daß er aber gleichgültig wird, und darunter leidet nicht nur die Ehe, darunter leiden auch die Kinder.

Frau sein heißt: Mutter sein und Gefährtin des Mannes, doch das schließt nicht aus, daß die Gefährtin auch hübsch ist. So ernst das Leben ist, wir wollen

es nicht noch schwerer machen. Es ist keine Schande, heiter zu sein, es ist keine Schande, begehrenswert zu sein, auch wenn man verheiratet ist.

Es wäre traurig, wenn der Mann die Heiterkeit, die leichtbeschwingten Stunden an anderer Stelle suchen müßte. Je mehr wir, so weit es in unseren Kräften steht, auch den nicht direkt notwendigen Dingen Beachtung schenken, um so kleiner ist die Gefahr. Denn man soll neben dem Lebenskampf die Schönheit nicht ganz vergessen.

So manche Frau wird sagen, daß dies alles recht schön und gut ist. Aber kann sie ihrem Mann zumuten, für andere Dinge als das Notwendigste Geld auszugeben?

Selbstverständlich kann sie es nicht, wenn es unmöglich ist. Aber dafür sind wir ja Frauen von heute, die nicht mehr weltfremd erzogen werden, daß wir selbst beurteilen können, was wir beanspruchen dürfen. Und grundsätzlich darf die Frau Ansprüche stellen. Ganz sicher darf sie es. Hier handelt es sich vielleicht weniger um den materiellen Anspruch, als um den Anspruch darauf, daß der Mann uns sieht, daß er sich um uns kümmert, daß wir für ihn nicht ein notwendiges Übel sind oder eine angenehme Sache, die nun einmal da ist. Wir haben ein Recht auf menschliche Achtung und Beachtung, und auf dieses Recht soll eine Frau nie verzichten. Sonst zieht der Mann seelische Pantoffeln an, und dieses Kleidungsstück tötet jede Ehe und jedes Familienleben.

Eine gut angezogene Frau wird aber sicher mehr beachtet als die vernachlässigte Frau. Wenn wir Filzpantinen anziehen, dann dürfen wir vom Mann nicht verlangen, daß er uns den Hof macht. Und damit sind wir wieder bei der Mode angelangt, nach der wir uns, immer nach den gegebenen Verhältnissen, gern richten. Es braucht gar nicht so teuer zu sein. Aber verzichten wollen wir nicht darauf. Sie ist ein Stück Kultur, und auch der Alltag soll seine Kultur haben.

# Volksbefragung

Deutschösterreich ist ein Land des Reiches geworden: das ist der große Sinn der Geschehnisse und Entscheidungen, die der Führer in den letzten Wochen herbeigeführt hat. Am 10. April bekennt sich das deutsche Volk diesseits und jenseits der am 13. März niedergelegten Staatsgrenze nicht nur zur Gemeinschaft des deutschen Volksschicksals, sondern zugleich zur staatlichen Verbundenheit, zur Einheit von Volk und Reich.

Die österreichische „Unabhängigkeit“, die in den Friedensdikтата von St. Germain und Versailles verankert wurde, bedeutete, wie die meisten Bestimmungen dieser Diktate, die größtenteils Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes der Deutschen. Als 1918 der Widerstand der Mittelmächte zerbrach und die alte Donaumonarchie zerfiel, erlebte der deutsche Volksgedanke inmitten aller äußeren Auflösung und Zerrissenheit seine Auferstehung. Die Deutschen der Monarchie hatten die schwersten Blutopfer gebracht. Die Zahl ihrer Toten war noch höher als die der Deutschen des Reiches. Von 1000 Angehörigen des reichsdeutschen Heeres starben 27,8, von 1000 Deutschen des österreichisch-ungarischen Staates 29,1 den Soldatentod. Innerhalb dieser Gesamtzahl wieder stellten Vorarlberg, Tirol, Salzburg und Deutschböhmen 34, Kärnten 37,5 und Deutschmähren sogar 44 Prozent. Eine tiefe Wahrheit aber liegt darin, daß alle diese Toten im Grunde für das Reich gefallen sind. Genau so wie die Kärntner, nachdem sie sich, als einziges Grenzland, mit der Waffe in der Hand die Volksbefragung erkämpft hatten, am 10. Oktober 1920 durch ihr Bekenntnis, bei Deutschösterreich bleiben zu wollen, für die gesamtdeutsche Verbundenheit und das Reich eingetreten waren.

Die Deutschösterreicher hatten die Monarchie zusammengehalten; sie trugen auch das Heer des Vielvölkerstaates durch vier schwere Jahre zusammen und trugen die Hauptlast an den Fronten. Die Bundesgenossenschaft mit den Brüdern aus dem Reich, die Gemeinschaft des Blutes gab ihrem Kampfe und ihrer Pflichterfüllung das Ziel. Sie hielten noch die Front, als die anderen Völker des gemeinsamen Staates sich auf den eigenen Nationalismus besannen und die Waffen niederlegten, um nach Hause zu marschieren oder mit den Feinden der Mittelmächte zu paktieren. Aber als nun das Ende des gemeinsamen Staates endgültig gekommen war und auf seinen Trümmern die Verteilung, der große Ausverkauf, einsetzen sollte, da nahmen die Deutschen Österreichs das Selbstbestimmungsrecht der Völker genau so in Anspruch wie die Anderen. Jener Beschluß der provisorischen deutschösterreichischen Nationalversammlung vom 12. November 1918, der am 12. März 1919 von der neugewählten konstituierenden Nationalversammlung in Wien wiederholt wurde, war das Ergebnis einer naturnotwendigen Entwicklung. Dieser Beschluß lautete: Deutschösterreich ist ein Bestandteil des Reiches und entsprach dem Volkswillen. Die Aufgaben, die den Deutschösterreichern in der Vergangenheit in Vielvölkerstaaten gestellt waren, hatten sie, oft genug unter Verleugnung ihrer eigenen Existenznotwendigkeiten, bis zum letzten Einsatz der



Kräfte erfüllt. Jetzt strebten sie, im Sinne der Zeit, aber nicht zuletzt auch der Kriegsziele, die die Propagandisten der Entente so oft beredt „zum Wohle aller Völker“ verkündet hatten, ihr Haus nach eigenen völkischen Grundsätzen zu zimmern. Dies Haus konnte nur ein Teil des gesamtdeutschen Hauses sein, eingefügt in den gemeinsamen Staat der Deutschen, in das Reich.

Als die Friedensdiktatoren den Deutschösterreichern den Eintritt in das deutsche Haus und damit ihr Selbstbestimmungsrecht verwehrten, begingen sie einen der größten Irrtümer der Geschichte, zumal sie nicht einmal dafür sorgten, daß die befohlene deutschösterreichische Eigenstaatlichkeit wirtschaftlich gesichert wurde. Ja, sie machten nicht einmal den Versuch, die zwangsverselbständigten Deutschösterreicher milder zu behandeln als die Reichsdeutschen. Nein, Österreich wurde damals genau so behandelt wie das Reich und erfuhr so im Bösen noch einmal, daß es zum Reiche gehöre. Für Männer wie Clemenceau waren die Österreicher also durchaus Deutsche, wenn auch nur in dem Sinne, daß man sie mißhandelte. Einsichtigere Leute im Ententelager, die im Kriege der sinnlosen Zerschlagung der Donaumonarchie widersprochen hatten und nunmehr der Meinung waren, man könne den Deutschösterreichern nicht gut verbieten, was man anderen Bewohnern der früheren Donaumonarchie in übertriebenstem Maße zubilligte, blieben ungehört. Die Siegerstaaten handelten vielmehr das anfänglich fehlende einheitliche Einverständnis zur vernunftwidrigsten Lösung der österreichischen Frage großzügig auf dem Rücken des gesamtdeutschen Volkes aus.

Irrtümer der Geschichte aber, das lehrten uns gerade die Friedensdiktate, haben keinen Bestand. Wohl konnte man damals den Anschluß verbieten, doch der deutsche Volkstumsgedanke, der auch aller Not, wie die Volksbefragungen schon in erster Nachkriegszeit zeigten, gewachsen blieb, war unüberwindlich. Man konnte auch verbieten, die Abstimmungen, die 1921 in den österreichischen Bundesländern aus der Bevölkerung heraus durchgeführt wurden, fortzusetzen. Aber das deutsche Gesamtvolk vergaß nicht, daß sich am 24. April 1921 die Bevölkerung im Lande Tirol mit 98,5 Prozent für den Anschluß erklärte, daß bei einer privaten Zählung im Lande Salzburg von rund 80 Prozent aller Stimmberechtigten 99,1 Prozent das gleiche taten. Man konnte noch 1931 den Zollunionsplan zerschlagen, durch den die beiden deutschen Staaten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschösterreichs zu mildern hofften. Diese ganze Verbotspolitik führte nur dazu, daß sich die völkischen Kräfte auf beiden Seiten einer künstlichen und verhassten Grenze nur um so lebendiger und radikaler auswirkten. So hat die Entrechtungs politik der Friedensdiktatoren ihr gut Teil dazu beigetragen, das deutsche Gesamtvolk zum Anschluß zu erziehen.

Hinter diesem Grundziel des deutschen Volkes stand die Erkenntnis, die tragischen „Umwege der Geschichte“, die einst unter anderen staatlichen Voraussetzungen Teile unseres Volkes aus dem Reiche herausgeführt hatten, wieder zusammenzufügen, stand die Schicksalsgemeinschaft des Großen Krieges, in der die Deutschen des Reiches und Deutschösterreichs nicht mehr als Angehörige zweier Staaten, sondern als Deutsche Schulter an Schulter gekämpft und gelitten hatten. An

solch erlebtem Einheitsgefühl mußte desgleichen jeder Versuch, das Deutschtum Österreichs geistig aus dem deutschen Gesamtzusammenhange herauszulösen und die von Außen erzwungene Unabhängigkeit gleichsam nachträglich zu rechtfertigen, scheitern. Die „Unabhängigkeit“ war unter Zwang geboren und von dem Fluche der Geburt nicht zu trennen. Deutschösterreich, das sich immer als bewußtes Glied des Ganzen fühlte, hat leidenschaftlich an den geistig-politischen Kämpfen der Nation teilgenommen und mit ganzem Einsatz den Sieg der Bewegung herbeigeführt. Es ließ sich nicht isolieren. Im Zeichen des Volkes und Volkstums gab es kein Gegeneinander, sondern nurmehr ein Miteinander. Die Entscheidungen, kraft deren Deutschösterreich wieder mit dem Reiche vereinigt und so erneut ein Land des Reiches wurde, haben dieses ungeschriebene Gesetz der Volksgemeinschaft durch die große politische Tat erfüllt. Die Einheit des Volkes und Reiches, oft vergeblich erträumt und immer wieder neu erlebt, ist Wirklichkeit. Und die Nation, die von dem Führer und Reichskanzler zur Volksbefragung über das größere Reich aufgerufen wurde, wird am 10. April geschlossen den vollzogenen Anschluß bestätigen.

# R u n d s i c h a u

**Österreich und Europa.** Die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich stellt nicht nur die große einzigartige Tat der Erfüllung alter deutscher Hoffnungen dar, sie bedeutet zugleich eine Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Europa und ist in dieser Bedeutung überall verstanden worden. Ein geschlossener Block von 75 Millionen Menschen auf einem Gebiet, das auch flächenmäßig an zweiter Stelle in Europa nach der Sowjetunion steht, verschiebt die früheren politischen Vorstellungen der Grenzen. Das Deutsche Reich hat zwei neue Nachbarn gewonnen, Ungarn und Jugoslawien, deren Regierungen den Anschluß in wärmsten Worten begrüßt haben. Ungarn, bisher durch das System der Kleinen Entente nach allen Seiten sorgfältig abgeriegelt, erhält eine neue Stellung durch die Anlehnung an das 75-Millionen-Reich. Wichtiger noch erscheint ihm der neue Geist der nationalen Gerechtigkeit, der nicht durch ungerechte Verträge auf die Dauer unterdrückt werden kann. Die neue Grenzziehung berührt auch Rumänien, wenn auch nur indirekt. Vorgänge wie diejenigen, die zum Rücktritt des Ministerpräsidenten Goga geführt haben, werden sich kaum mehr ereignen, weil ein natürlicher Rückhalt gegenüber allen sowjetrussischen Drohungen geschaffen ist. Die Tschechoslowakei wird sich ihrer künstlichen und strategisch so unglücklichen Grenzziehung bewußt und versucht, einen Ausgleich in der Frage der völkischen Zusammensetzung zu finden. Polen fühlt sich an der Südgrenze wesentlich entlastet, da das Gebilde der Kleinen Entente, das trotz aller Freundschaft Polens mit Rumänien durch das Verhältnis zur Tschechoslowakei immer politisch belastet war, rein geographisch gesprengt ist, ganz abgesehen davon, daß Jugoslawien schon lange eine selbständige Politik geführt hat. Polen hat beim Anlaß eines Grenzzwischenfalls eine Klärung der Wilnafrage durch die Drohung erzwungen, in Litauen einzumarschieren. Damit ist Warschau seinem Ziele nähergerückt, einen großen neutralen Block von der Ostsee mit Einschluß der baltischen Randstaaten bis zum Schwarzen Meer zu schaffen. Schwerwiegender noch war die Rückwirkung der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich in London und Paris. Frankreich hatte in den kritischen Tagen keine Regierung, und der Versuch Blums, eine nationale Zusammenfassung auf dem Boden der Volksfrontparole zu bilden, führte zu einem völligen Mißerfolg. In England hatte der am 20. Februar erfolgte Rücktritt des Außenministers Eden und seine Ersetzung durch Lord Halifax zwar eine stärkere Stellung des Ministerpräsidenten Chamberlain gebracht, diesen aber zugleich einer erhöhten Verantwortung gegenüber den Kräften der Opposition ausgesetzt. So konnte sich die Regierung nicht frei für den Anschluß aussprechen und mußte zum mindesten die „Methode“ mißbilligen. Sie hat aber allen Bemühungen der Linkskreise, nun eine Bindung zugunsten der Tschechoslowakei einzugehen, Widerstand geleistet. Die Aufmerksamkeit wurde dann sehr bald von Österreich weg nach Spanien gelenkt, wo die Truppen des Generals Franco entscheidende Erfolge in Aragon erzielt haben. Chamberlain versucht, die Verhandlungen mit Italien von allen Störungen seiner Opposition freizuhalten



in der sicheren Überzeugung, daß nur die größte Ruhe gegenüber den Bemühungen Moskaus und seiner Trabanten den europäischen Frieden erhalten kann. Er wird in dieser Haltung durch die nordamerikanische Regierung gestärkt, die ebenso wie die Dominions jedes Eingreifen in osteuropäische Fragen ablehnt.

**August Winnig.** August Winnig vollendete am 31. März sein sechzigstes Lebensjahr. Er wurde als Sohn eines Totengräbers in der Harzstadt Blankenburg geboren und erlernte das Maurerhandwerk. Schon in frühen Jahren wurde aus dem Arbeiter der Parteimann Winnig. Es war in der damaligen Zeit für einen Maurergefellen fast eine Selbstverständlichkeit, Sozialdemokrat zu sein. Winnigs hohe Intelligenz und der Schwung seines kämpferischen Willens brachten ihn rasch in der Gewerkschaftsbewegung in führende Stellungen. Man muß aber der Wahrheit gemäß feststellen, daß er internationaler Marxist im eigentlichen Sinne des Wortes nie gewesen ist. Er blieb seinem Volk und seiner Heimat immer verbunden. Sein Kampf für die Arbeiterbewegung beruhte nicht auf dem Gedanken des Klassenhasses, sondern auf dem Wunsch, die Klassenunterschiede zu mildern und einen anständigen Ausgleich zwischen Arm und Reich zu schaffen. Bei einer solchen Einstellung war es unausbleiblich, daß Winnig zunächst innerlich, später auch äußerlich in schwere Konflikte mit der Partei geriet. Der Krieg brachte für ihn die Wende. In dem großen Erlebnis des Opferganges seines Volkes erkannte er den Irrtum seiner Jugend und gelangte zur Umkehr. Inzwischen hatte sich der Parteimann zum Staatsmann gewandelt. Winnig war damals vor große innen- und außenpolitische Aufgaben gestellt. Er war gegen Ende des Krieges als Reichskommissar in das Baltikum entsandt und wurde später, in der Revolutionszeit, Oberpräsident von Ostpreußen. Eine glänzende Zukunft schien ihm sicher. Der nächste Schritt konnte ihm einen Ministerfessel bringen. Aber er wollte dem Staat von Weimar nicht länger dienen. Im Kapp-Putsch vollzog er den Bruch, indem er den Versuch machte, seine Provinz Ostpreußen zur nationalen Opposition hinüberzuführen. Da der Staatsstreich mißglückte, war er eine gefallene Größe. — In der vierten Phase seines Lebens wurde aus dem ehemaligen Maurergefellen der Schriftsteller und Dichter Winnig. Wie bei allem, was er anpakte, erreichte er auch hier ein hohes Ziel. Niemand hat so wie er das ernste und oft tragische Erleben des Arbeiterkindes zu schildern vermocht, das in hartem Kampf aus der Tiefe zur Höhe emporstrebt. In seinen drei Büchern „Frührot“, „Der weite Weg“, „Heimkehr“, hat er seinem Wollen und Wirken selbst ein wundervolles Denkmal gesetzt. — Winnig lebt jetzt in Potsdam in seinem von Parks und Gärten umgebenen Haus. Der Proletarier Winnig ist zum Bürger, der Sozialdemokrat zum glühenden Nationalisten, der Volksschüler zu einem Mann der Wissenschaft und der Kunst geworden. Ein weiter Weg! Zugleich ein tröstliches Beispiel dafür, daß die Menschen eben doch nicht in ihr Schicksal hoffnungslos hineingeboren sind, und daß auch ein Mann aus den einfachsten Kreisen die höchsten Stufen des Geistes und der Kultur in der Spanne eines Lebens zu erreichen vermag.

**„Poniatowski.“** Einmal war der Name Poniatowski (ohne Anführungszeichen) durch seinen Träger, den Fürsten Josef, ein Symbol für die ritterliche Haltung des um seine Freiheit kämpfenden polnischen Volkes, und für den am zweiten Tage der Leipziger Schlacht 1813 als Führer des polnischen Korps unter Napoleon und als Marschall von Frankreich Gefallenen schuf Thorwaldsen ein Standbild, das diesen Glanz des großen Namens packend wiedergibt. „Poniatowski“ bedeutet heute etwas ganz anderes. Nach dem polnischen Minister Poniatowski, der die Agrarreform durchführte, heißen „Poniatowski“ heute in Polen die mit unzureichenden Mitteln und auf Grund ungerechter Maßnahmen geschaffenen häuerlichen Elendsiedlungen, die nicht leben und nicht sterben können. Bei der Durchführung der polnischen Agrarreform, deren Notwendigkeit von niemand bestritten wird, standen weder Sachkenntnis noch Gerechtigkeit Pate. Denn diese Agrarreform ist bisher lediglich in einem der deutschen Minderheit — entgegen allen zugesicherten Rechten — feindlichen Sinne durchgeführt und hat zu einer Minderung der landwirtschaftlichen Erzeugung geführt. Vom Beginn der Agrarreform im Jahre 1926 an hat sie aus polnischer Hand nur 9,5 %, aus deutscher aber 34 % beansprucht von dem für die Reform zur Verfügung stehenden Besitz (alle über 180 Hektar betragende landwirtschaftliche Nutzfläche kann nach dem Gesetz bekanntlich enteignet werden). Im Herbst 1937 wurde zwischen der Reichsregierung und der polnischen eine Minderheitenerklärung vereinbart, die in ihrem 5. Punkte den Angehörigen der Minderheit auf wirtschaftlichem Gebiete die gleichen Rechte wie den Angehörigen des Staatsvolkes, besonders für Besitz und Erwerb von Grundstücken, zusicherte. So konnte man für den 15. Februar 1938, den Stichtag der Veröffentlichung der Namensliste für die Agrarreform dieses Jahres im polnischen Gesetzblatt, mit Vertrauen entgegensehen. Dieses Vertrauen ist bitter enttäuscht worden: denn die neue Liste nimmt dem deutschen Grundbesitz 18100 Hektar, dem polnischen nur rund 9400 Hektar! Solche Maßnahmen stellen das deutsche Vertrauen in das gegebene polnische Wort auf eine harte Probe und tragen nicht dazu bei, die beiderseitigen Interessen zu fördern — ganz abgesehen davon, daß durch die Überantwortung guten Bodens in schwache Hände Polen gegen den Sinn einer jeden vernünftigen Agrarreform arbeitet. Auch im Interesse seiner europäischen Geltung sollte Polen von den „Poniatowski“ zu der Gesinnung des Fürsten ohne Anführungsstriche zurückkehren.

**Ortega und Spengler.** Es kommt selten vor, daß der Zufall des gleichen Erscheinungstermins zwei Bücher miteinander kuppelt, deren Betrachtung sich einmal nicht nur aus mehr oder weniger verhüllten praktischen, sondern aus ideellen Gründen empfiehlt. Oswald Spenglers „*Neden und Auf-  
fä h e*“ (München, C. H. Beck) und José Ortega y Gasset's „*Stern  
und Unstern. Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), ließen sich ihrer speziellen Thematik nach schwerlich unter das gemeinsame Dach einer Übersicht bringen. Wir denken aber nun einmal heute gern „*eristentiell*“, und im Blickwinkel dieser Betrachtungsweise läßt sich die typologische Verwandtschaft dieser beiden Schriftsteller ebensowenig verkennen

wie ihre Entsprechung innerhalb der Gegenwartsgeschichte ihrer beiden Völker. Spenglers Schicksal hat sich inzwischen erfüllt. Aber auch Ortega ist durch die jüngsten spanischen Entwicklungen äußerlich von seinem Madrider Lehrstuhl in die Pariser Emigration gewechselt und dort geblieben, ohne sich bisher parteipolitisch dem neuen Spanien einordnen zu mögen. Die psychologischen Gründe dieser Haltung dürften fast genau die gleichen wie diejenigen Spenglers nach 1933, in seiner letzten selbstveröffentlichten Schrift „Jahre der Entscheidung“, sein. Beide haben am Zustandekommen der nationalen Umwälzungen mächtigen vorbereitenden Anteil, aber gewissermaßen aus astronomischer Entfernung. Ortega sagt einmal, daß der „Ringkampf der Umarmung zum Verwechselln ähnlich sähe“. Spengler sowohl wie Ortega haben nun jeder auf seine Weise mit der liberalistisch-individualistisch-marxistischen Aufspaltung ihres Volkes in den bis zu den Revolutionen hinführenden Endstadien seiner Geschichte mit so differenzierter Leidenschaft gerungen, daß hierüber in sie selbst ein hoher Grad individueller geistiger Differentiationen eingegangen ist und daß ihr Ringkampf zu einer nicht mehr einfach lösbaren Haß-Liebes-Verkrampfung mit dem Gegner geworden ist.

Die neu erschienenen beiden Bücher stehen mit diesen vorausgeschickten Situationserklärungen auch insofern in bestem Einklange, als es sich bei beiden um ältere Arbeiten handelt, die der Sache nach historisch zu werten sind, zugleich aber den überzeitlichen Kern des formalen, schriftstellerischen Ranges der beiden Denker nun um so mehr ins rechte Licht rücken. Bei Spengler handelt es sich um die erste philosophische Zusammenfassung (Herausgeberin des Bandes ist Hilde Kornhardt) aller von ihm selber noch fertiggestellten und größtenteils an verstreuten Orten veröffentlichten Nebenarbeiten, angefangen mit der Heraklitedissertation aus dem Jahre 1904, endend mit dem Kabeltelegramm an die Hearst-Presse zur Frage „Ist Weltfrieden möglich“ kurz vor seinem Tode 1936. Der Band weckt Erinnerungen und befriedigt das immer bei diesem außerordentlichen Geiste empfundene Bedürfnis, auch seine verstreuten Äußerungen gesammelt zu haben, die er in großer Sparsamkeit neben den Buchveröffentlichungen herausließ und die immer schon zu seinen Lebzeiten die geistige Neugier rege machten. Sei es der große Aufsatz „Pessimismus“, die — nur gesprochene — Rede über Nietzsche oder die Einleitungen zu Ernst Droem und zuletzt noch zu Willi Schmidt. Der neue Band Ortegass enthält eine Reihe von Aufsätzen aus den Jahren 1905 bis 1932, deren umfangreichster „Aufbau und Zerfall einer Nation“ vom Verfasser erst jetzt zur Übersetzung freigegeben wurde, da er in seiner polemischen Schärfe ursprünglich nur für die Reinigung des eigenen Hauses und Vaterlandes gedacht war. Um ihn gruppieren sich Betrachtungen über Madrid und Asturien, Andalusien, den Escorial und das Tagebuch einer nordspanischen Sommerfahrt. Es wird einem leicht gemacht, in beiden Fällen hinter die spezielle, im Einzelnen unreferierbare Thematik dieser Essaysammlungen zu den „Kategorien der Existenz“ dieser im Kern so verwandten Schriftsteller zurückzugehen. Ortega „kommentiert“ Spengler, Spengler Ortega, wenn auch freilich nicht aus einem Abhängigkeits- oder Nachahmungsverhältnis, sondern gleichsam aus einem „Nach-Seinungs-Verhältnis“, um einen Ortegasschen Begriff zu verwenden. Es geht beiden mit so beherrschender



Leidenschaft um das Pathos des Herrentums, daß seine Folgerungen: Leistungsprinzip, Abneigung gegen die Masse, gleichgültig welchen parteipolitischen Vorzeichens, Konservatismus wie von selbst in verwandten Gedankenketten ausgelöst werden. Erst oberhalb dieser Gemeinsamkeit treibt dann das jeweilige Talent seine abgewandelten darstellerischen Blüten. Beide sind Schriftsteller in der gleichen Zwischenstellung zwischen Philosophie, Historie, Essayistik, Journalismus und last not least Lyrik. Wenn an Spengler gelegentlich die stärkere herrscherliche Kraft bezaubert, so macht Ortega den Fachmann, speziell den philosophischen Fachmann, seltener ärgern (der Marburger Schule dankt er nach seinen eigenen Worten „die Hälfte seiner Hoffnungen und fast seine ganze geistige Zucht“). Wenn Spengler reicher in der Durchdringung entlegener und von Natur aus in gänzlicher Prosa erstarrender Sphären ist, so verhält sich Ortega malerischer, südlisch besonnener zu seiner Heimatlandschaft, die wohl nirgends mit einer solchen wunderbaren „Sinnlichkeit des Geistes“ (um den schönen Terminus eines deutschen Essayisten zu gebrauchen) dargestellt ist wie in den Schilderungen des Buches.

**August Hermann Francke.** Der Geburtstag des Gründers des Halleschen Waisenhauses hat sich zum 275. Male gefährt, das scheint kein allzu bedeutsames Kalenderjubiläum; dennoch aber soll keine Gelegenheit zu gering sein, um eines Mannes zu gedenken, der Tatschriftentum im besten und schwersten Sinne des Wortes so verwirklicht hat wie Francke. Nicht ohne Grund steht im Mittelpunkt der neuzeitlichen deutschen Überlieferung die großartige Beschwörung des die Schrift verdeutschenden Doktor Faust: Im Anfang war das Wort — Im Anfang war die Tat — gegensätzliche und doch einen Tatbestand ausdrückende Sätze, aus denen ein mittelfestes Problem unserer Geistesgeschichte abzulesen ist. August Hermann Francke hat die Problematik, die in Goethes Dichtung Gestalt wurde, gespürt wie manch einer vor und nach ihm, aber er hat sie bewältigt wie wenige. „Wort“ und „Tat“, gleichermaßen Ausdruck und Wirklichkeit des „Logos“, wechseln sich allzu oft; dogmatischer Wortdienst verrät leichtlich den Geist an den Streit um die Orthodoxie (die nicht immer durch das Wort Rechtgläubigkeit ausgedrückt werden kann), und tatenfrohe Werkarbeit deutet manchmal eigenmächtig den Sinn der Schrift, um sich ihr Recht zu beweisen. Lutherisch sein, heißt sich die Schrift immer aufs neue zu übersetzen, nach dem Sinne jenes „Logos“ zu fragen, der Wort und Tat heißt. Francke begann und endete beim Wort. Sein Christentum war und blieb Bibelschriftentum, Kampf wider theologische Spitzfindigkeit, polemische Kontroverse und Hinweis auf die einzige Quelle, auf den „einfältigen Unterricht, wie man die Heilige Schrift zu seiner wahren Erbauung lesen solle“, als A und O jeglicher seelsorgerischen Arbeit. Um seiner Treue zur Schrift als dem ersten und obersten Quell allen Christentums willen hat Francke das als Schimpf gemeinte Wort Pietist gern auf sich genommen — er wußte, daß „Logos“ zwiefach übersetzt werden will, als Wort und als Tat, daß „christlich leben“ nur in der Folge ernster Besinnung auf die Schrift sinnvoll möglich werden konnte. Denn er wußte um das rechte Verhältnis von Wort und Tat. Weder darf die Tat am Anfang stehen und vom Wort schein-gerechtfertigt wer-

den, noch auch darf das Wort die Tat verringern, so daß „Pietismus“ das wird, was die Gegner meinen: gedrucktes, lebensfremdes Muckertum. Für Francke hieß diese Erkenntnis, daß sein Waisenhaus nicht Selbstzweck wurde, es entstand aus dem Wunsche, die Schrift als Grundlage wahren Christentums zu verbreiten; die Tat gewann ihren Sinn um des Wortes willen. Es bleibt eine der erstaunlichsten Episoden in der Geschichte der protestantischen Kirche, mit welcher Selbstverständlichkeit August Hermann Francke beinahe ungewollt zum Organisator der Stiftung wurde, an die sich sein Name knüpft. Jeden Donnerstag kamen die Armen, sich ihr Brot bei dem Pastor von Glaucha zu holen; er nutzte die Gelegenheit, ließ die Kinder vortreten, unterhielt sich mit ihnen zehn oder fünfzehn Minuten über den Katechismus, sprach ein Gebet und entließ sie — das war der Anfang zum Waisenhause. Und nicht anders als begonnen entwickelte sich das Werk: Francke richtete eine Stube im Pfarrhause ein, kaufte für zwei Taler Bücher und gab einem armen Studenten den Auftrag (für sechs Groschen in der Woche), die Kinder zu informieren. Logos hieß Wort, Gottes Wort sollte verkündet werden, alles andere war nur Mittel und Weg für dieses Ziel. Fünfzig Kinder kamen 1695 in die Unterrichtsstunden, bald waren es so viele, daß der Platz nicht ausreichte, Stuben mußten gemietet werden, das Pädagogium wurde gegründet, um die Studenten der Universität nicht in „Privatinformationen“ zu verzetteln, Waisenkinder wurden ganz in Pflege genommen, wenn häusliche Misere die Ergebnisse des Unterrichts zuschande zu machen drohte — woher die Gelder kamen, war oft mehr als ungewiß, aber unbeirrt tat Francke einen Schritt nach dem anderen, bis die große Stiftung aufgebaut war.

Nicht allein die Leistung ist es, die erstaunen läßt, fast noch mehr erzwingt die Arbeitsweise Franckes Bewunderung. Er hat alles ohne die Betriebsamkeit des Organisators geschaffen; geplant und ausgeführt wurde jeweils nur, was sich aus dem Vorgehenden wie selbstverständlich ergab. Fest stand nur das Ziel: das Wort Gottes durch einfältigen Unterricht zur Quelle wahrer Erbauung zu machen. Das Wort war Anfang und Ziel; die Tat aber war das Mittel, nie Selbstzweck, der seine Begründung in sich finden dürfte.

**Otto zur Linde †.** Eine jener abgründigen Banalitäten, die der Herzog von La Rochefoucauld in der erlesenen Schmetterlingsammlung seiner „Maximen und Reflexionen“ — eine ausgezeichnete Neuausgabe: „Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld“, übersetzt von Ernst Hardt, ist jüngst erschienen (München, R. Oldenbourg) — aufgespießt hat, tröstet uns, daß „die Hoffnung, so trügerisch sie ist, doch dazu dient, uns auf angenehmem Wege an das Ende des Lebens zu führen“. Die meisten Menschen kennen das große, tiefe Hoffen nur, solange sie sehr jung sind. Später sinkt ihre Hoffenskraft wie die Kräfte vieler anderer Leidenschaften zum bloßen Gefühlskorrektiv des Tageslebens herab, dessen Tröstung hingenommen, wenn auch nicht mehr allzu ernst genommen wird. Es gibt aber daneben immer einige wenige Menschen, bei denen ein abstraktes Jugendverhältnis zur Hoffnung, die Hoffnung auf den deus ex machina einer großen Wendung und Selbstbetätigung ziemlich das ganze Leben über anhält. Von einem solchen

trügerischen Genius der Hoffnung ist nun der Dichter Otto zur Linde im Februar dieses Jahres in der Tat „an das Ende seines Lebens geführt worden“. Wenn die Freunde und Anhänger seiner Kunst oder intimere Kenner der neueren deutschen Literatur vor Jahren immer noch erwarteten, daß diesem verkannten und vereinsamten Geiste doch noch einmal, solange er lebt, die Stunde der Erfüllung und Bestätigung schlagen würde, so hat sich nunmehr die obige Sentenz an seinem Leben in ihrer vollen Bitterkeit erfüllt. Otto zur Linde ist so ohne äußere Anerkennung gestorben, wie er die letzten Jahrzehnte gelebt hat, auch äußerlich in „einer märchenhaften Armut“, um mit den Worten eines seiner Anhänger zu sprechen. Man kann es sich leicht machen mit der seltsamen Existenz dieses Mannes und in ihr nicht viel mehr als eine Kette kapitaler Lebensirrtümer samt deren Konsequenzen erblicken. Otto zur Linde hatte sich als Dichter — hierin ein ähnlicher, nur eben viel unglücklicherer Fall wie der seiner Generationsgenossen Arno Holz, Stefan George, Alfred Nombert u. a. — nicht für ein Talent unter anderen, sondern für den Träger einer Epoche gehalten. Er hat dementsprechend, obwohl seinen menschlichen Qualitäten nach unendlich viel schlichter, frömmere und volkstümlicher als jene, eine leidenschaftliche Intransigenz gegenüber seiner Mitwelt, ja überhaupt gegenüber der „Welt“ geübt. Seine Werke kamen im Selbstverlage heraus, und der größte Teil ist wohl überhaupt ungedruckt geblieben. Zeitungs- oder Zeitschriften-Schriftstellerei hat er entrüstet von sich gewiesen ebenso wie die Angebote größerer Verlage, Auswahlen oder überarbeitete Ausgaben seiner Gedichte herauszubringen. So war denn der ganze Fall eigentlich schon zu Lebzeiten des Dichters der Gerechtigkeit einer früheren oder späteren Nachwelt anbefohlen. Wir wollen ihr nicht vorgreifen und vermöchten es auch nicht. Der Tod macht es uns nur zur Pflicht, mit ein paar Worten die Richtungen abzutasten, nach denen hin dieses Leben vielleicht über die Zäsur seines konkreten Abschlusses triumphieren könnte. Otto zur Linde ist Westfale gewesen; ein Mensch „aus dem Volke“, doch mit leidenschaftlicher Selbständigkeit des Geistes, ein Noeman, ein Einzelhüfner, dem in der Kunst wie im Leben jegliche Einordnung gegen seinen knorrigen Stolz gegangen wäre. So hat er zwar unerlaubt viel gegen den guten Geschmack gesündigt — zwei Drittel seiner veröffentlichten Gedichte dürften wohl immer ungenießbar bleiben — dabei aber dann in seinen guten Stunden Verse geschrieben, die an naturgewachsener sprachlicher Kontur, an seelischer Innigkeit und Keuschheit nicht viel ihresgleichen haben. Oft sind es sogar nur Zeile innerhalb eines Gedichtes, in die eine urtonhafte sprachliche Melodik eingegangen ist; Klänge, wie man sie in der Musik bei Bruckner findet, zu dem überhaupt, ohne daß wir eine Rangparallele ziehen wollen, eine entfernte, typologische Verwandtschaft besteht. Für die Schemata der Literaturgeschichte gehört seine Gestalt in die Anfänge des Expressionismus hinein, für dessen eigentlichen Kausch er freilich immer zu schlicht, zu naiv, zu wenig dekadent gewesen ist.



# Sturz der Göttin

## Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

Copyright by the Author 1938

### IV.

„Das Kind hieß Fanni und hatte an dem verhängnisvollen Tage das siebente Lebensjahr bereits vollendet. Um die Wende des Jahres 1799 erschien eine gewisse Frau Denisart, die als Geburtshelferin tätig war, auf dem Standesamt der Cité und meldete ein Mädchen an, das ein Fräulein Therese Aubry (der zweite Vorname Angelikas diente als die Maske, hinter welcher die berühmte Primaballerina sich versteckte) dem Bürger Franz-Paul Moraur geboren habe. Veinabe zur gleichen Stunde verschwand Gardel im Büro des Bürgermeisters. Danach wurde dem Beamten des Personenstands das Stillschweigen über die Geburt als seine Amtspflicht mit besonderem Nachdruck eingeschärft. Da die alten Aubrys ein Jahr zuvor gestorben waren, wußten nur sechs Leute um die heimliche Niederkunft: der Bürgermeister, der Beamte, ein Arzt, Frau Denisart, Gardel und Angelikas alte Freundin, die Sängerin Maillard. Ja, und — Franz-Paul . . . das nahm man als selbstverständlich an. Denn ihre Freundschaft, die damals schon zwölf Jahre währte, war die idyllische Legende rings um das Opernhaus. Was alles wußten die Künstler zu erzählen — von gegenseitiger Liebe, Achtung, Treue dieser beiden; von der Fürsorge des Mannes und der mädchenhaften Zärtlichkeit Angelikas. Kein Streit — so hieß es — habe jemals ihre Liebe überschattet. Warum sie dennoch keine Ehe schlossen — auch darum rankte sich die Legende, die aus der halben Wahrheit des Schwages lebt. Da sollte Franz-Paul, dessen Handwerk in den kargen Jahren wenig genug einbrachte, der Stolz des Mannes lähmen, eine Art Prinzgemahl der hochbezahlten Tänzerin zu werden. Da wurde Angelika die Frauenkälte nachgeredet, die des Mannes nicht bedarf — wahrscheinlich, weil die zahllosen Bewunderer vergeblich um sie warben. Endlich wurde als Grund die Sakung der Oper angeführt, nach der die Mitwirkung von Ehefrauen im Ballett verboten war. Das galt freilich für die Massenträfte. Hätte die gefeierte Meistertänzerin den Wunsch nach ehelicher Bindung ausgesprochen — wer hätte ihn verwehren wollen! Doch — sie sprach ihn niemals aus . . . Nach dem Tode der Eltern bezog sie eine eigene Wohnung in einem hohen Hause — Rue Louvois Nr. 5 — das noch heute steht. Dort war neben dem alten Gardel und der Maillard Franz-Paul der einzige Gast Angelikas. Mit den Kollegen pflegte sie nur den Umgang des Berufs; ihre Bewerber lud sie niemals ein. Im übrigen ergab sie sich der inneren Einsamkeit, die jede schöpferische Arbeit fordert, und ruhte im Zusammenklang mit dem alten Jugendfreunde aus. „Unsere kleine Heilige!“ schwärmte die Maillard, die zur Überspanntheit neigte. Nein — heilig war Angelika nicht; ihr werdet es noch erfahren. Doch sie war — ja, menschlich

war sie, wenn man das viel gelästerte und bis zum Überdruß mißbrauchte Wort in seinem Ursprung nimmt. Sie lebte aus dem starken Kerne ihres Daseins, der Erde geneigt und dem Himmel ergeben; lebte aus dem Geström von Blut und Herz und Geist, tapfer, selbstbeherrscht und willig. Kein Opfer wurde ihr zu schwer, so es den Einsatz lohnte. Als ihr Geliebter einmal in die Fährde kam — es war zur Zeit des Direktoriums — sprang sie ihm bei — mit Mut und List, ja selbst mit grober Lüge. Damals war die Verschwörung eine Art Gesellschaftsspiel der kleinen Leute von Paris geworden. Alle die Krämer, Budiker, Handwerker und jene dunklen Elemente, die ohne eigentlichen Beruf sich durch das Dasein wanden — sie hatten ihre große Zeit gehabt. Mit der dreifarbigten Schärpe angetan, waren sie Vorsetzende und Abgeordnete und Bezirksvorsteher und Hauptredner und Polizeigewaltige gewesen — lauter kleine Könige der ‚erlauchten Volksmacht‘, wie es hieß. Nun hatte die Luderwirtschaft hinter dem Gefältel erhabener Redensarten aufgehört. Man konnte nicht mehr seine Bude schließen und den großen Mann vortäuschen. Arbeit, hieß die Lösung wieder, wenn du leben willst! Das verstimmte die gestürzten Götter bis zum Widerstand. ‚Merkt ihr’s!‘ so raunte einer zu den anderen. ‚Unter der Bergpartei blühte der Handel; da hatte jeder Geld; da spielten wir eine Rolle! Na, und heute?! . . . bedrücken uns Tyrannen!‘ So kam es zu den großen Anschlägen von Baboeuf und Lemaître, die ein Kapitel der Geschichte füllen; so entstanden die vielen kleinen Zettelereien, die sich mit einem Kammerurteil oder gar mit einer Polizeinotiz begnügen mußten: der ‚Geheimbund der Taschentücher‘, ‚Tag der Völler‘ und die ‚Zusammenrottung der roten Eier‘. In eine dieser Zettelereien war Franz-Paul verstrickt. Sie stand unter Führung der Herren Baby und Bonbon . . .“

Großonkel hielt zum erstenmal seit langem inne und lachte stillvergnügt vor sich hin, wie man über alte Anekdotchen lacht, die einem plötzlich in Erinnerung kommen. Leise fichernd fuhr er in geschmäckerlichem Tone fort:

„Baby und Bonbon — ach! Spott des Schicksals: süße Kindernamen für zwei ausgemachte Strolche! Der eine stammte aus Tarascon (O Ahne des Tartarin!) und der andre aus Orleans; Glückshuster war dieser und jener vormals Krämer. Franz Bonbon konnte nicht lesen; sein Namensvetter Franz Baby jedoch war ein Redner und Schreiber von lächerlicher Grausamkeit. Tropf und Schwächer also — sie beide, die den Jakobinern ihre kleinen Posten dankten, sammelten nunmehr die Mörgler zum Sturze des verhassten Direktoriums. Freilich entsprach das Abenteuer den Namen der Erfinder; es war eine läppische Kinderei. In einer Septembernacht 1796 versuchten sie mit ein paar hundert unbewehrten Leuten, die Kaserne der 21. Dragoner zu erstürmen, und wurden von den Soldaten, die aus dem Schlaf gerissen, sich im Hemd auf ihre Pferde ohne Sattel warfen, jämmerlich zusammengehauen. Sechzig Menschen blieben auf der Straße; der Rest kam in Gefangenschaft, darunter die Anführer und — Moraur. Selbstamerweise hatte der pffiffige Junge sich mit diesem Wahnwitz eingelassen. Zwar war auch er bedrückt über den schlimmen Stand der Geschäfte; der neuen Ordnung bestritt er das Recht. Auch er hing am Traum seiner Jugend, den jeder nur einmal träumt: den glitzernden Leitbildern der Bergpartei. Nun saß er im Turm . . . Als Angelika

davon erfuhr, warf sie sich — der öffentlichen Stellung nicht achtend, die sie innehatte — zur Schirmerin des Geliebten auf. Durch Wochen kämpfte sie mit dem Militärgericht, bis ihr ein Alibi für Franz-Paul gelang — ein erlogenes, versteht sich. Danach war sie mit dem Freunde zufällig des Wegs dahergekommen — in der zweiten Stunde nach Mitternacht! — als der Sturm begann. Während sie selbst von einem fremden Herrn in eine Hausflur — nein, ein Schuppen war es wohl? — gezogen wurde, kam Moraur in das Gefümmel und so in Haft — ein friedlicher Bürger, meine Herren Richter, wie jedweder! Mit den Aufrührern sei er öfters zusammengewesen — ja! das stimme wohl. Doch er habe sie . . . befehlen wollen. So etwa lautete der Widersinn, mit dem Angelika siegte — dank ihrer weiblichen Anmut (o ewiges Frankreich!), ihres Ruhms und der Entschlossenheit zu höchstem Einsatz. Während Baby und Bonbon und dreißig andere auf dem Felde von Grenelle erschossen wurden, bekam Franz-Paul die Freiheit wieder. Doch er wußte sie nicht mehr zu nutzen. Geknickt waren die Flügel seiner Pläne; sein Herz versank in dem Morast der Hoffnungslosigkeit. So mißriet ihm auch die Arbeit . . . ja, und schließlich — die alte Liebe zu Angelika. Um die Jahrhundertwende, als Fanni schon geboren war, wanderte er nach Haiti aus. Die Freunde waren empört, daß er die geliebte Frau und sein Kind im Stiche ließ. Sie sollten ihm folgen, erklärte er vertroßt. Angelika schüttelte müde das Haupt und schwieg dazu — schwieg beharrlich, als die Maillard ihn mit kränkendem Schimpf bedachte; schwieg noch, als aus Porte au Prince die Briefe seiner Sehnsucht und endlich die Meldung seines frühen Todes kamen; schwieg ein volles Menschenalter, bis sie kurz vor ihrer eigenen Sterbestunde — 1829 — doch noch sprach . . .“

Nun schwieg auch Onkel Franz.

Der Mond war hinterm Buschwerk abgesunken. Nachtschwarz lag die Terrasse da. Nur um die Windlaternen flackerte ein trüber Schein. Aus den nahen Feldern stieg die Kälte auf.

„Hol meinen Mantel — bitte!“ sagte Großmutter zu mir herüber.

„Laßt uns schlafen gehn!“ meinte der Bruder darauf, und mit beinahe tonloser Stimme fügte er hinzu:

„Die Stunde ist voll Gefahr!“

Wir schwiegen selbdrift. Ein Käuzchen rief. Vom nahen Stalle hörte man zuweilen ein Klinkern der Ketten und das verfrühte Krähen eines Hahns.

Dann ging ich, um Großmutters Mantel zu holen. —

★

Als ich nach ein paar Minuten wiederkam, hing über Onkels Schultern eine Decke, die zuvor gefaltet auf einer Bank gelegen hatte. Wie ein Beduine vor dem glimmenden Feuer seines Zeltes, so sah der Alte mit dem scharf geschnittenen Gesicht und den büscheligen Brauen in der Vermummung aus, die durch das schwache Licht vollendet echt erschien. Der Wunsch zu schlafen und den Gefahren dieser mittlernächtigen Stunde zu entgehen, schien vergessen. Denn kaum hatte ich



seiner Schwester den Mantel überreicht, setzte Großonkel wie selbstverständlich zu neuer Rede an:

„Ein Menschenalter ist ein großes Wort — zumal für eine Frau, die allein geblieben ist, allein mit einem Kinde und mit einer Herzensqual; schließlich allein im Elende der Krüppelei. Nach Wochen schweren Siechtums war Angelika dem Tod entrissen. Nach Monaten konnte sie das Bett verlassen. Doch der Stod begleitete sie hinfort. Daß sie das Geld der Kaiserin gar bald verlor — ein Schwindler hatte ihr ein Haus in der Rue Pavée verkauft, das sie nicht erhalten konnte — es schmerzte sie weniger als der verlorene Ruhm. Ihr eigenes Leben war dem Gestiern zugewendet; das Morgen sah sie mit den Augen ihrer Tochter, die einen guten Weg begann. Mit zwölf Jahren trat Fanni auf mütterlichen Wunsch in das Ballett ein; sie wurde von der Alten umsichtig und streng geschult. So konnte die Sechzehnjährige ihren ersten Erfolg in der Oper ‚Die Karawane‘ erringen. Noch einmal empfing die Mutter das stille Glück des Herzens — im rauschenden Beifall des Publikums und bei den Rufen: ‚Seht! Die Tochter der Aubry!‘ Damit war Fanni freilich abgestempelt; sie blieb die gern gesehene Tochter einer großen Mutter. Dieser Schatten lag über ihrer Zukunft und verkümmerte ihr Talent wie ihr Streben. Doch Angelika hing am Trugbild der eigenen Wiedergeburt — mit allen Fibern ihrer Sinne und erblindet für die Wirklichkeit. So erdrückte sie Fanni endlich. Dennoch lebten die beiden Frauen friedlich und in einiger Sicherheit zusammen, als das Unglück sie von neuem schlug . . .“

Großonkel räusperte sich, als ob selbst die Erinnerung daran ihm lästig sei.

„Unsinniges Spiel des Zufalls!“ rief er böse aus dem Zelte seiner Decke, ohne sich zu rühren. „Als ob ein Narr in Christo es erfunden habe, um die sündige Welt zur Bußfertigkeit zu bringen! Und doch ist es die nackte Wirklichkeit — beweisbar bis ins Einzelne!“ Dabei klopfte seine Hand auf die Akte, daß ein Weinglas vom Tische fiel und mit leisem Klirren zerbrach. Niemand kümmerte sich darum, und Onkel erzählte weiter:

„Der Herzog von Berry, in dessen Zeichen die Laufbahn der Aubry begann, sollte auch das Bild des Endes werden. Seit jener fröhlichen Flickarbeit in der väterlichen Werkstatt waren dreißig Jahre hingegangen, während denen Angelika ihren ersten Gönner niemals widersah. Was sie von ihm wußte, hatte sie aus Zeitungen erfahren: seinen Kampf in Condés Emigrantenheer gegen die Jakobiner; seine Rückkehr unter Napoleon und die Ernennung zum Generaloberst; die Übernahme des Befehls über die Truppen von Paris und schließlich seine späte Ehe mit Karoline von Neapel . . . Nun sah sie den Vierundvierzigjährigen auf seinem zufälligen Sterbebette wieder. In einer Februarnacht des Jahres 1820, als die beiden Frauen das Opernhaus verließen (Angelika nahm an jeder Aufführung teil, in der Fanni beschäftigt war), kamen sie in ein Getümmel. Ein Bursche von wüstem Äußeren schrie: ‚Tod den Bourbonen!‘ und stach mit einem Dolch auf einen eleganten Herrn ein, der gerade in seine Kutsche stieg. Der Herr fiel lautlos hintenüber; man fing ihn auf und trug ihn in das Theater. Der Bursche war sogleich von Polizisten überwältigt. Er hieß Louvel und nannte die Gewalttat sein ‚politisches Bekenntnis‘. Von ihm erfuhr man erst, daß der Ge-

troffene der Sohn Karls X. war. Mit dem Herzog von Berry wollte er den letzten Angestammten aus dem verhassten Geschlechte der Bourbonen treffen. Vergeblich war die Untat! Denn die junge Herzogin trug schon den Prinzen Heinrich, den späteren Herzog von Chambord. Der Vater allerdings war vernichtet. Er starb zwei Stunden später in einer Nische des Theaters, wo man ihn auf eine rasch herbeigeschaffte Polsterbank gebettet hatte. Der letzte Wunsch des Sterbenden galt seiner Seele. Der Bischof von Notre-Dame reichte ihm die Sakramente. Nach einem Vierteljahrhundert also erwiderte die Kathedrale den Besuch des Opernhauses . . . Und wieder gab es — Opfer! Damals hatten die Gläubigen ihr Gotteshaus verloren — an das Theater; nun verloren die Künstler Arbeit und Brot — durch die Kathedrale. Der Bischof verlangte nämlich, auf einen Glaubenssatz der Kirche fußend, die Schließung des Opernhauses als einer Stätte der Lustbarkeit, nachdem es das Allerheiligste beherbergt habe. Das Ministerium entsprach dem Wunsche, und die Oper schloß am nächsten Tage ihre Pforten. Zwar war ein neues Theater in der Rue Peletier geplant; doch bis zu seiner Eröffnung konnten Jahre hingehn . . . der Staat war arm; er kündigte alle jene Künstler, die nicht unersehllich waren, darunter — Fanni Aubry . . . Dem mütterlichen Ansehen gelang es schließlich noch, der Tochter eine winzige Pension zu schaffen. Mit 540 Franken Jahresrente schloß Fannis kurze Laufbahn. Die nächsten acht Jahre wohnten die beiden einsamen Frauen — vergessen von ihrem Paris, das sie einst bewundert hatte — in der Rue du Faubourg-Montmartre, Nummer 43. Auch dieses Haus steht noch, und ich habe mir einmal die ärmliche Wohnung im dritten Stock des Seitenflügels angesehen, die heute ein Omnibus-schaffner innehat: ein schmaler Vorraum ohne Licht, eine kleine Küche und zwei winzige Stuben mit je einem Fenster, hinter denen eine häßliche Brandmauer ragt. Das war die letzte Wohnstatt einer großen Künstlerin — einer Gezeichneten mit den Malen des Mißgeschicks. Hier erlebte sie den Tod ihrer letzten Freundin, der Maillard, und das Lungensechtum Fannis, das sich als unheilbar zeigte. Das war die schwerste Sorgsal in Angelikas bröckelndem Leben. Sie fühlte sich gebrechlich — dem Ende nahe. Was sollte aus dem kranken Kinde werden, wenn sie selbst einmal erlosch und mit ihr die hohe Rente, von der sie beide lebten? Der Gedanke fraß an ihrem Herzen und bohrte in ihrem Hirn — tagein, tagaus und durch die Nächte ohne Ende . . . Doch verloren ist nur, wer verloren sein will. Noch im Nachen der Mitter ist ein Fünkchen Licht. Und die sechsundfünfzigjährige Angelika, selbst schon in der Vergängnis, entriß der Mitter das Licht und schenkte es dem Leben, das ihr einst erwachsen war — Fannis flackerndem bißchen Leben. Eines Tages erschien sie bei dem Notar Itasse und überreichte ihm ein merkwürdiges Testament, das nach ihrem Tode zu öffnen sei. Darin ernannte sie zu ihrem einzigen Erben nicht die Tochter — nein, einen Mann, dessen Name während ihres Lebens nicht ein einziges Mal genannt wird. Da sie außer karglichen Ersparnissen und den paar Möbelstücken nichts besaß, mußte der Erbschaft ein anderer Sinn zu geben sein, als er im Erbe selber lag. Tatsächlich stammte Angelikas Plan aus der ewigen Bereitschaft des Mütterlichen, alles für das Kind zu opfern, selbst den unverletzlichen Kern des Frauentums: das Geheimnis um

den eigenen Fall . . . Darüber sprach sie offenherzig mit dem alten Jasse, an den Gardel sie empfohlen hatte. „Wer einen erlauchten Namen trägt wie jener“ — so etwa sagte sie — „der wird den Makel scheuen, das Vermächtnis einer armen Frau öffentlich zurückzuweisen, zumal sein Ansehn ohnedies im Schwinden ist. Dem Geize kann man nicht mit Bitten, der Ehrlosigkeit nicht mit Gesittung kommen — die Angst vor dem Skandal allein bringt den Erfolg . . .“ Dem diese böse Nachrede Angelikas und ihr listiges Vermächtnis galten — er war nicht nur der Träger eines ‚erlauchten Namens‘, wie sie meinte, er war ein weltberühmter Mann. Doch laßt es die Unglückliche selber erzählen, wie sie es für Fanni aufgezeichnet hat . . .“

Onkel Franz hatte die Decke abgelegt und war an den Lichtschalter getreten. Nach der langen Dunkelheit, die uns geborgen hatte, schmerzte die künstliche Taghelle wie eine Nachttheit ohne Scham. Verstohlen sah ich zu Großmutter hinüber, die ihrerseits verstohlen eine Träne aus dem alten Auge wischte.

Großonkel hatte unterdessen der Akte ein Papier entnommen. Nun stand er im weißen Licht der Birne. Das Blatt weit von sich haltend, las er mit ruhiger Stimme vor:

„Geliebtes Kind — bevor ich von der Erde scheide, die mir mit Glück begegnet ist, mit Sorge und mit soviel Jammer, fordert das Gewissen mich zu einem Opfer auf, das zu vollbringen mein armes Herz sich wehrt. Und doch muß es sein — um Deiner Zukunft willen, Kind! Im Schatten des Todes, der keine Ausflucht kennt, und um des Erbarmens willen, das der Himmel mir erweisen möge, sei Dir das Geheimnis meines Lebens anvertraut. Du wirst nicht richten, Fanni — des bin ich gewiß! — Du wirst begreifen, wozu mich Herzeleid und Wirrnis trieben. Dein Vater ist nicht der liebe Franz-Paul, der nun schon zwanzig Jahre in Haitis tropischer Erde ruht. Dennoch stimmt alles, was Gutes ich von ihm erzählte, um die Ehrfurcht in Dein kindliches Herz zu pflanzen. Auch wenn er nicht Dein Vater war — er war der einzige Geliebte Deiner Mutter, dem sie das Glück der Frau verdankt, die Erlösung — auch in ihrer Kunst; den Halt der Seele und die unvergängliche Erinnerung. Daß wir uns nicht verbanden — es lag an mir allein; ich konnte seine Ehefrau nicht sein. Dem stillen Glück des Hauses zog ich die Qual des Schaffens vor — den ewigen Taumel zwischen Raufsch und Trübe, den die Kunst uns abverlangt. Daß er mich endlich doch verließ — nach fünfzehn Jahren des Glücks, um in der Ferne einsam zu verenden — es war der Zoll an seinen ungebärdigen Stolz. Der quälte ihn und mich von Anbeginn — mit Herrscherei, Jähzorn und Eifersucht. Schon in den Tagen der Bergpartei glaubte er an einen Nebenbuhler, den Baron von Cloots. Seinem reinen Schwunge war mein Herz geneigt; doch meine Sinne schwiegen. Dann fiel der arme Jean-Baptiste; ich habe Dir das Bild der eigenen Verlorenheit beschrieben, das mich nie verließ . . . Doch Moraux sah sich von neuem in Gefahr. Bald war es Gardel, der mich auffällig bevorzugt habe; bald Milon, dessen Genie ich verfallen sei; bald der schönste Mann der Oper, Saint-Amant, bald ein anderer Kollege oder ein Bewunderer aus dem Publikum . . . immer war Franz-Paul in seinem Wahn der Zurückgesetzte und Verhöhnnte. Immer hielt ich ihm die Treue — bis auf das



eine Mal! Und das erfuhr er nicht. Vielleicht hat eine dunkle Ahnung ihn von mir getrieben, und sein Blut war sichtiger als sein Verstand. Ich aber habe bis zum letzten Händedruck geschwiegen . . . Ich mußte schweigen, wenn ich weiterleben sollte, und ich mußte weiterleben — um Deinetwillen, Fanni! Das stand wie ein Gebot in mir. Denn mein Wunsch in all dem Glück, das mich damals noch umgab — mein Wunsch war fernenwärts gerichtet, der Vergängnis zu. Doch ein Patschen Deiner Händchen, Blick aus Deinem Kinderauge — und die Erde hatte mich zurück. Du warst da, mein Kind; ich hatte dazubleiben als der Anspruch eines jungen Lebens — Deine Mutter, das Geseß. Was galt daneben noch der Mann, der Dein Vater wurde! Je kräftiger Dein Dasein sich entfaltet hatte, desto blasser wurde mir sein Bild, bis die letzte Spur aus der schmerzlichen Erinnerung schwand. Nun muß ich es heraufbeschwören . . .

Dein Vater ist der Vertraute Napoleons gewesen und hat ihm die Kaiserkrone aufgesetzt. Ihm dankt unser Land die glänzenden Siege von Marengo, Castelnovo und Znaïm. Herzog von Ragusa, ehemaliger Marschall des Kaisers, Pair von Frankreich ist er ein großer Mann vor der Geschichte und in meinen Augen — ein Lump: Marmont ist Dein Vater.

Warum ich gerade ihm gewährte, was allen ich versagt — den jungen, schönen und bedeutenden Männern, die mich umwarben? Frage nicht danach, mein Kind, bevor Du selbst nicht die Antwort darauf weißt, warum der Meteorstein gerade in diesem Augenblick vom Himmel stürzt. Wir sehen ein zuckendes Lichtband und das Verlöschen. So war meine Liebe zu Marmont.

Eines Abends verlangte mich ein Offizier zu sprechen. In meinem Ankleide-raum erschien ein blutjunger Oberst, der Adjutant des Generals. Er dankte für meine Kunst mit kargen Worten und einem reichen Blumenstrauß. Dann lud er mich zum Essen ein. Und ich folgte ihm — wider Vorsatz und Gewohnheit. Ein unbegreifliches Entzücken hatte mich erfaßt. Dabei war er weder schön noch besonders geistvoll noch etwa gar der große Mann, der er heute ist — nein, er hatte keine Eigenschaft, an der mein Wohlgefallen sich entzünden konnte. Und doch war es da und wuchs mit jeder Stunde, die ich in seiner Gegenwart verbrachte. Als er schließlich forderte, gewährte ich und war vom Rausche taumelig, daß ich es durfte. Damals kannte ich schon seine Härte, seinen Hochmut, seinen Geiz, der auch mit der Kraft der Seele kargte — — Und gewährte mich ihm wieder, wenn er mich verlangte, oft auf die gemeinste Art. Aus dem Entzücken war allmählich das Entsetzen und aus der Lust die Qual geworden. Schlimmste Qual — das stete Lügen vor Franz-Paul! Ehe ich mich wiederfinden konnte, ging Marmont nach Agypten. Seine große Laufbahn begann — mit Sieg und Ehre, Ruhm und Reichtum. Die Welt hatte ihn von mir gerissen, und ich wußte nicht, wie mir geschah. Bald danach spürte ich Dein Leben. Davon schrieb ich ihm — in einer eigenartigen Stimmung, der ich mich genau entsinne. Halb deckte Scham die Worte; ein Rosen ging durch meine Zeilen. Halb war's Ergebenheit in das Geschick und die Versicherung meines freien Willens. Keinen Vorwurf, keinen Anspruch, ja nicht einmal das Pochen meines wehen Herzens trug der Brief ihm zu. Als Antwort überbrachte mir ein Diener — ein Geldgeschenk. Tausend

Livres warst Du dem Scheusal wert! Ich zerriß die Note und schickte sie zurück. Das war mein letztes Zeichen. Noch einmal schrieb er mir; ich gab den Brief mit unverletztem Siegel wieder. Einmal erschien er im Opernhaus; ich wies ihn ab. Dann mußte ich ihn doch noch sehn. In jener furchtbaren Stunde nach dem Sturz, als ich allmählich wieder zu mir kam und die Augen öffnete . . . da war es mir, als sähe ich in sein Gesicht. Nein, das mußte eine fieberige Täuschung sein! Doch ich erkannte hinter Schleiern endlich seinen bösen Mund, die harte Stirn, die kalten Augen. Da schrie ich auf, und die Ärzte baten ihn zu gehen. Später flehte ich um Schutz für Dich — Schutz vor ihm; das mochte mein Gedanke sein.

Doch nun brauchst Du keinen Schutz mehr, Kind. Du brauchst Dein Recht. Das soll mein Testament Dir schaffen. Doch eine Bitte sei daran geknüpft: Wie immer er's erfüllen möge — entzieh Dich ihm! Betritt den marmelnen Palast nicht, den er in Saint-Germain bewohnt! Die Frauenehre Deiner Mutter fleht darum . . .“

Großonkel legte das Blatt beiseite.

„Das Trauerspiel blieb ohne Schluß!“ erzählte er ruhig fort. „Der Marschall brauchte nicht mehr aufzutreten. Angelika starb am 19. Januar 1829, und die Tochter folgte ihr, bevor das Testament eröffnet wurde. Am 3. März verlosch auch sie. So blieb dem alten Itasse nur eine Aufgabe, die er mit Sorglichkeit erfüllte: nach Wunsch und Plan Angelikas ließ er das Grabmal für die beiden Frauen richten. Auf dem Friedhof Montmartre — in der Avenue de la Croix — steht noch heute der steinerne Sockel, aus dem zwei Säulen wachsen. Sie haben einst die beiden Urnen getragen, die nun am Boden liegen. Der Regen hat den Stein zernagt; in seinen Poren wuchert das Moos; der Rost frisst am eisernen Gitter der Umfriedung. Doch die Namen der beiden Vergessenen — sie haben den Wettern getrotzt . . .“

# Literarische Rundschau

## Deutschösterreich

Gerade recht zu den großen Tagen des gesamtdeutschen Zusammenschlusses erschien der dritte Band einer Geschichte Deutschösterreichs, deren erster vor rund einem Jahrzehnt herauskam, und der große Versuch, die politische Entwicklung und das Kulturleben des deutschösterreichischen Raumes von den ältesten Zeiten bis zum Abschluß des Weltkrieges und der „Neuordnung“ von St. Germain umfassend darzustellen, liegt geschlossen vor. Aufgebaut auf der Grundlage der Geschichte Österreichs, die vor mehr als einem halben Jahrhundert der Grazer Historiker Franz Martin Mayer verfaßte — in der die Geschichte der deutschösterreichischen Gebiete in kleinen Bruchstücken in die Geschichte der böhmischen und ungarischen Länder verwoben war, aber die auch heute noch als Geschichtsquelle ihren Wert besitzt — schrieb der Karpatendeutsche Raimund Friedrich Raindl den ersten Band\*, der die Zeit bis 1526 umriß. Hans Pirchegger übernahm nach dem Tode Raindls die Aufgabe, das Werk zu vollenden. Der zweite Band\*\*, der die Entwicklung von 1526 bis 1792 schildert, erschien 1931, und der neue und letzte Band\*\*\* gibt das Geschehen des letzten Jahrhunderts bis zum Abschluß des Weltkrieges und der Tragödie von „Altösterreichs Glück und Ende“ wieder.

Wo liegt der eigentliche Wert des Gesamtwerkes, dessen Teile, trotz der verschiedenen Verfasser, organisch ineinandergreifen? In der kühlen und schlichten Darstellung, die ein gewaltiges Material verarbeitet hat, und in dem selbstverständlichen Bemühen, die gesamtdeutsche Leistung Deutsch-

österreichs jeweils zu gestalten. Kein geschichtlicher Vorgang wird dabei umgebogen, wohl aber auf seine werthafte oder verhängnisvolle Bedeutung im Gesamtzusammenhange der deutschen Volksgeschichte hingewiesen, und es ist natürlich, daß die beiden Deutschösterreicher Raindl und Pirchegger, schon weil sie vom Südosten her auf die deutsche Geschichte blickten, kleindeutsche Vorstellungen abwehren, die die Habsburger etwa ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der letzten zweihundert Jahre, also der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich sehen.

Die Verfasser verkennen dabei weder die dynastische Entwicklung zum „Weltreich“, in dem Deutschösterreich schließlich zu einem Teil unter vielen wurde. Aber sie erinnern daran, daß die dynastische Entwicklung im Habsburger Staate gleichgerichtet war mit der dynastisch-territorialen Entwicklung innerhalb aller Staaten im alten Reichsraum, einschließlich Preußens, und heben so die Notwendigkeit heraus, innerhalb der vollzogenen Tatsachen durch die Jahrhunderte, die die Auflösung des alten Reichsgedankens erbrachten, die deutsche Stellung Deutschösterreichs und auch seiner Herrscher zu verstehen: die Aufgabe, die gestellt war und im schwersten Zweifrontenkriege im wesentlichen gelöst wurde, den deutschen Raum im Südosten zu sichern und zu erweitern, aber auch im Westen entscheidender, als das vielfach erkannt wird, die französischen Vorstöße gegen die deutsche Volksgrenze abzuwehren. Hinzu kommt, daß die Darstellung des politischen Geschehens jeweils umfassend ergänzt wird durch die Darstellung der kulturellen Entwicklung in der

\* Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs“ von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Raimund Friedrich Raindl. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1929. Geb. RM 13,—.

\*\* Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von 1526 bis 1792. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs“ von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Hans Pirchegger. Mit einer Stammtafel und drei Karten. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1931. Geb. RM 10,—.

\*\*\* Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs von 1792 bis nach dem Weltkrieg. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs“ von Franz Martin Mayer, bearbeitet von Hans Pirchegger. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1937. Geb. RM 11,—.



deutschen Ostmark, nicht nur für die Kunst, sondern ebenso auch für das Städtewesen und das Bürgertum, das Schulwesen oder das Handwerk.

Gerade für den Reichsdeutschen ist es reizvoll, aus diesem Werke zu erfahren, wie der fest in seinem Deutschtum verwurzelte Österreicher die gesamtdeutsche Geschichte wertet und den eigenen Stamm in diese einordnet. Er erkennt, wieviel vorgefaßte, ungeschichtliche Meinungen das rein staatspolitische Denken der Vergangenheit hier und dort erzeugte und historische Vorgänge einseitig zu betrachten lehrte. Er erkennt vor allem, welch gewaltige Leistung Deutschösterreich im Weltkrieg vollbrachte, als es unter schwierigsten Bedingungen einen Vielvölkerstaat zusammenhalten mußte, eine Leistung, die vom Reiche aus nicht immer richtig eingeschätzt worden ist. So entstand ein Werk, das erfolgreich daran mitwirkt, den deutschen Menschen zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung zu erziehen, die sich der Tragik der deutschen Volksgeschichte wohl bewußt ist, aber auch den ganzen Reichtum dieser Geschichte ermißt, die alle großen Persönlichkeiten dieser Geschichte vor uns hinstellt, in ihren Leistungen und in ihren Irrtümern, immer aber das Ganze und den Weg zum Ganzen über die Teile und den Weg der Teile setzt. Werner Wirths.

## Von der Sprache

Es ist kein Zufall, daß sich die Bücher mehreren, die sich teils mit gelehrtem Rüstzeug, teils in leichterer Form mit der deutschen Sprache, ihrer Pflege, den Gefahren der Abnutzung und ihrer Bekämpfung beschäftigen. Wir wissen stärker als früher, welch unschätzbares Gut wir in unserer Sprache besitzen, aber wie sorgsam man mit diesem kostbaren Gut auch umgehen muß. Wir sind vielleicht auf dem Wege, aus der Sprache das gleiche Mittel zur Festigung und Erhaltung unseres Volkstums zu machen, wie es die Franzosen schon seit Jahrhunderten getan haben. Seinerzeit haben wir auf das Buch von A. J. Storfer „Wörter und ihre Schicksale“ hingewiesen; jetzt liegt ein neues, ebenso bedeutungsvolles Werk vor von ihm, „Im Dickicht der Sprache“ (Wien, Dr. Rolf Passer). Storfer gibt hier unter alpha-

betischer Anordnung eine außerordentlich lebendige Übersicht über einzelne Worte und Redewendungen in ihrer Abwandlung im Laufe der Jahrhunderte. Er berücksichtigt Lehnworte und keltische Worte im Deutschen, Lehnwörter der Weinkultur aus dem Lateinischen, er schreibt über Wörter, die an Belagerungen erinnern, über deutsche Wörter im Pariser Argot, über die Umschreibungen des Sterbens, über pseudojüdische Wörter in der deutschen Sprache und gibt dann in dem Abschnitt „Kreuz und Quer“ Beiträge über Abwandlungen aus schweizerischen Wörtern im Hochdeutschen, aus dem Wortschatz des Wienerers, über Tiernamen als Krankheitsnamen, über die Namen der fünf Erdteile, über Sprachmengerei, über die verbläbte Verkleinerungsform, Aristophanische Zusammenfügungen und von den einsilbigen Wörtern und deren Überhandnehmen. Das alles ist trotz des gründlichen, umfangreichen Wissens des Verfassers so herrlich lebendig geschrieben, daß man das Buch mit Genuß liest.

Auch für die folgenden Bücher gilt, daß kundige Männer den nicht ganz einfachen Stoff angepackt haben, die es verstehen, durch ihre lebendige Persönlichkeit und ihren lebendigen Stil so viel Wissenswertes von der deutschen Sprache zu vermitteln, daß man mit Freude und gern ihnen folgt. Das „Lateinbrevier über den Umgang mit der Sprache“ von Gerhard Storz (Frankfurt, Societäts-Verlag. 137 S. RM 2,80) bringt es in seiner gescheiten und frischen Art fertig, die Hemmungen gegenüber der Grammatik aus der Schulzeit resillos zu überwinden, so daß man sich mit wirklicher Freude mit den Spielregeln der Sprachkunst befaßt. Denn die Muttersprache wirklich zu beherrschen, ist eine Kunst. Sprechenkönnen allein genügt wahrhaftig nicht, und wer eine Kunst beherrschen will, muß nun einmal ihre Regeln als Besitz mit sich bringen. Was Storz über die Grammatik im allgemeinen, vom Zeitwort, Partizip, den Nebensätzen, vom Hauptwort, dem Eigenschaftswort, über die Präpositionen und für den Konjunktiv zu sagen weiß, das ist so anregend und ertragreich, daß wir wünschen, alle Deutschen läßen es und nähmen es zu sich, vor allem aber die, die schreiben

wollen und schreiben müssen. Sehr fein ist der Hinweis im letzten Abschnitt „Etwas Ungrammatisches, aber dennoch Wesentliches“, wie fruchtbar die klassischen Sprachen, die immer Sprachen für das Ohr waren, für die Spracherziehung eines Volkes sind, das in breiten Kreisen im täglichen Gebrauch die Mundart spricht und eine von ihr verschiedene Schriftsprache besitzt. Deshalb die Folgerung, daß wiederum der Dichter und der Volksmund Führer und Lehrer des Schreibens sei für alle, und nicht der Schreiber und das Geschäftszimmer.

Im gleichen Sinne wirkt das Büchlein von Ewald Geißler „Vom deutschen Stil. Vorlesung und Warnungen“ (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90). Professor Geißler schrieb die Einleitung zu Duben-Stilwörterbuch. Die dort angedeuteten Gedanken hat er jetzt zu diesem Bändchen erweitert, das von besonderem Reize ist. Das Buch will vorerst die Liebe zur Muttersprache lehren, und nicht die billige Liebe à la „Muttersprache — Mutterlaut, wie so wonnesam so traut“, die nichts weiter ist als eine Flucht vor der Pflicht zur Sprache, sondern die Liebe der Tat. Nach der eindringlichen Einleitung „Lerne die Liebe“ folgen die Abschnitte: Grundlagen, in dem er über Zeitwörter, über das Fremdwort handelt und vor Sprachdummheiten warnt; Wortbildung; Satzbau; Wirtschaftlichkeit; dann werden Gestaltungsübungen gegeben, ferner ein Abschnitt über Sprechtiefe und Tonfall, und zum Schluß setzt Geißler auseinander, was der Stil erlaubt und fordert und wie er lohnt. Diese beiden Bücher sind in besonderem Maße geeignet, das Sprachgefühl zu heben und zu pflegen und so erst die Grundlagen für den Stil zu legen.

Zu den erfreulichen Büchern, die das Sprachgewissen schärfen, gehört auch Hans Reimanns „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache“ (München, R. Piper & Co. 320 S. RM 3,80). Auf welch bereitwillige Aufnahme Hans Reimanns Bemühungen um die deutsche Sprache treffen, beweist, daß — wie auch sein prächtiges Buch vom Ritsch in kurzer Zeit in 2. Auflage erschien — das Vergnügliche Handbuch der Sprache jetzt im 9. — 13. Tausend in 3. Auflage vorliegt.

Mit den ersten beiden Auflagen hat das Buch nicht viel mehr als den Titel gemein. Er hat es völlig umgearbeitet und um ein Schlagwortverzeichnis, das die Benützung sehr erleichtert, erweitert. Hans Reimann versteht es in seiner genugsam bekannten Art und seinem selber so originellen und guten Deutsch, den Reichtum unserer Sprache und ihre vielen Möglichkeiten deutlich ins Licht zu stellen. Er preist den Bilderreichtum unserer Sprache, er spricht von neuerfundenen wie von abgestorbenen Wörtern, er kennt die Seemanns- und Jägersprache. Er hat den Kindern auf den Mund gesehen und die Provinzialismen überall entdeckt. Er weiß neben den Schönheiten und Nichtigkeiten der Sprache ebenso von den Unarten und dem verkehrten und umständlichen Deutsch, wie er den Reiz der Kalauer und der Paradoyen würdigt. Wie alle anderen hier genannten Bücher empfehlen wir Hans Reimanns Buch auf das lebhafteste.

## Madame Mère

Eine Gabe von ungewöhnlichem Reiz und zu gleicher Zeit erheblicher historischer Bedeutung ist das Buch „Letizia Bonaparte in ihren Briefen“, herausgegeben von Piero Misciatelli, für dessen deutsche Ausgabe Octave Aubry, dessen hervorragende Werke über Napoleon auf St. Helena und den Herzog von Reichstadt hier eingehend gewürdigt sind, eine Biographie von Napoleons Mutter schrieb (Zürich-Erlenbach, Eugen Kentsch. 464 S., 16 Bildtafeln. RM 7,50). Der erste Brief ist geschrieben am 12. Juni 1784, ein Brief an ihren Sohn, den sie in schonungsloser Form wegen eines ungehörigen Briefes mit Gelbbitten an seinen Vater abkanzelt, dabei aber doch die Fülle der Mutterliebe, die sie zeitlebens für ihn trug, nicht verhehlend. Der letzte Brief ist vom 26. Januar 1836. In diesem Briefe, den sie an ihren Vetter, den General Arrighi di Casanova, Herzog von Padua, geschrieben hat, kämpft sie im Vorgefühl des nahen Todes um die Sicherung der glorreichsten Reliquien des toten Kaisers, seiner Waffen. In den Briefen dieser 52 Jahre hat die Mutter unmittelbar Anteil gehabt an dem Ringen, dem Aufstieg, dem Glanz und



dem tiefen Fall ihres großen Sohnes, ohne daß weder das höchste Glück noch das tiefste Leid jemals diesen starken Charakter von antiker Größe und Haltung bewegt hätten zu einer Änderung, die unter ihrer Linie war. Viele dieser Briefe waren bisher unbekannt, und so fällt auf manches aus der Geschichte Napoleons neues Licht. Sie war ganz Mutter, aber sie war zu gleicher Zeit Madame Mère und blieb auch in der Zeit, als Napoleon auf der Höhe stand, das Oberhaupt der ganzen Familie, eine Stellung, die sie mit einer unerhörten Energie nach dem Sturz des Kaisers erst recht zu bewahren wußte. Ganz Mutter ist sie wieder in dem zähen Ringen, das Los des Gefangenen auf St. Helena zu lindern, und in dem Kampf um die Auslieferung seines Leichnams. Sie schrieb an Lord Castlereagh, den großbritannischen Innenminister, „Die Mutter Kaiser Napoleons verlangt von seinen Feinden die Asche ihres Sohnes... Die unbeugsame Weltgeschichte hat sich an seinem Sarge niedergelassen, und die Lebenden und die Toten, die Völker und die Könige sind in gleicher Weise ihrem Urteil unterworfen. Selbst in den ältesten Zeiten bei den barbarischsten Nationen hat sich der Haß nicht über das Grab erstreckt: Könnte in unseren Tagen die Heilige Allianz der Welt das neuartige Schauspiel ihrer Unerbittlichkeit darbieten? Und wird die englische Regierung es fortsetzen, ihre eiserne Hand über die Sache ihres herabgestürzten Feindes zu halten? Ich verlange die Überreste meines Sohnes! Niemand hat mehr Recht darauf als die Mutter. Mein Sohn hat keine Ehrung nötig. Sein Name genügt zu seinem Ruhme, aber ich habe es nötig, die entseelten Reste zu umfassen. Im Namen Gottes! Im Namen aller Mütter flehe ich Sie an, Mylord, mir die Überreste meines Sohnes nicht zu verweigern!“ — Eine Antwort hat die stolze Frau nie erhalten. Die Frau, die von sich sagte: „Ich bin mehr als eine Kaiserin, ich bin die Mutter des großen Napoleon“, aber auch das Leid ihres ganzen Lebens enthüllte, als sie einer Vertrauten in der Verbannung sagte: „Alle nannten mich die glücklichste Mutter der Welt, aber mein ganzes Leben war eine Kette von Qualen und Leiden.“ Octave Aubrey versteht es mit der ganzen ihn aus-

zeichnenden Meisterschaft, das Lebensbild von „Madame Mère“ mit einer Eindringlichkeit erstehen zu lassen, daß man auch hier dieses Bild als endgültig annimmt. Gründliche Anmerkungen und ein wissenschaftlicher Apparat runden dieses Werk ab, das niemand mehr wird entbehren mögen.

## Inselbücherei

Von der Jubiläumsreihe der Inselbücherei (Leipzig, Inselverlag, je Band RM 0,80) ist jetzt die zweite Hälfte erschienen, die wieder eine Fülle von Kostbarkeiten bringt. Mit besonderem Nachdruck sei auf das Bändchen „Deutsche Gedichte aus acht Jahrhunderten“ hingewiesen, die Katharina Rippenberg ausgewählt hat. Hier wird weit mehr geboten, als eine der landläufigen Auswahlen, die selten die Schwierigkeit zu lösen verstehen, auf knappstem Rahmen so viel zu bringen, daß die Fülle der Schönheit deutscher Lyrik überzeugend zur Geltung kommt. Kein Rezept einer systematischen Wahl, kein Streben nach Vollständigkeit können diese Aufgabe lösen, sondern nur eine starke kulturelle und geistige Persönlichkeit, die selber die deutsche Lyrik erlebt und aus dem verarbeiteten Erlebnis anderen mitzuteilen weiß. Diese Voraussetzungen treffen bei Katharina Rippenberg in vollendetem Maße zu, und so hat sie uns mit dieser Auswahl, die im 12. Jahrhundert beginnt, um bei George Trakl und Rilke zu enden, ein Geschenk gemacht, in dem wir die eiserne Nation an Lyrik für die Seele zum täglichen Gebrauche nun in reinstem Wesensgehalt haben. — „Pindars Olympische Oden“, diese Meisterwerke olympischer Chorlyrik, die Pindar als sozusagen offizieller Dichter auf die Sieger in den Wettspielen schuf, übertrug Franz Dornseiff und leitete sie sachkundig ein. — Zu den „Briefen Mozarts“, für die die Briefe an die Schwester, an Konstanze, an das Augsburger „Bäse“, hauptsächlich aber die an den Vater ausgewählt sind, schrieb Max Mell ein feinsinniges, dichterisches Bekenntnis zu Mozart. — Adalbert Stifters „Der heilige Abend“, der unter dem Titel „Mergkristall“ in Stifters Werken steht, ist unter



dem ursprünglichen Titel neu herausgegeben und bringt nun diese vielleicht schönste deutsche Weihnachtsgeschichte an die weitesten Kreise heran. — Hans Freyer schrieb ein Nachwort zu Friedrich Nießiges unzeitgemäßen Betrachtungen „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. — Aus Kierkegaards Schriften bringen Peter Schäfer und Mar Benße eine Auswahl „Kierkegaard-Brevier“. — Zu den Singvögeln tritt nun „Das kleine Buch der Greife“, die einheimischen Raubvögel auf 24 farbigen Tafeln nach alten Stichen vereinigend, vom Falken und Adler bis zum Zwergfängchen. Die Stiche stammen aus einem seltenen Sammelwerk vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Einführung schrieb Otto Fehringer. — Auf 48 Bildtafeln sind deutsche Madonnenbilder aus 5 Jahrhunderten vereinigt „Die Muttergottes“. Weit Stof, Pacher, Riemenschneider und unbekannte, sehr schöne Meisterwerke geben hier eine Geschichte im Bilde, wie fromme Liebe die Gottesmutter sah: als Himmelskönigin und als Mutter, in diesem Gestaltwandel zugleich eine Art Seelengeschichte des deutschen Volkes gebend. — Prachtvoll ist das Bändchen „Der heilige Berg Fujiyama“, das 36 Bilder nach den Holzschnitten des großen Malers Hokusai vereinigt, die Japans Volksleben, immer beherrscht von dem heiligen Berg, darstellen. Die Wiedergabe in drei Farben, getreu nach den Originalen, ist glänzend. — Karl Heinrich Waggener zeigt in seinen „Kalendergeschichten“, daß die Kunst des einfachen, schlichten Erzählens für das Volk, wie Johann Peter Hebel sie in Meisterschaft übte, in ihm einen würdigen Vertreter gefunden hat. Wohlthuend ist der feine und freie Humor. — Edvard H. Schaper erzählt in dem Bändchen „Das Lied der Väter“ die Geschichte eines Pilgers in der Form von Aufzeichnungen dieses Mannes, der am Ende seines Lebens in ein Kloster zurückkehrt im estnisch-russischen Grenzgebiet und hier seinen Sohn wiederfindet, dem der Krieg das Gedächtnis raubte. Nur eins kann er noch: er spielt die vielseitige Harfe, das Kannel, das ihn dank der ihm inne-

wohnenden magischen Kraft befähigt, alles Böse, auch die Wölfe, von sich fern zu halten. Er geht in die Hauptstadt, wo man seine Kunst hören will, und kehrt ohne das Kannel zurück mit einem Instrument moderner Zivilisation. Die Magie ist verschwunden, und die Wölfe kommen über ihn. In dieser kleinen Erzählung steckt ein tiefes Wissen um letzte Zusammenhänge. — Konrad Weiß gibt in seiner Versdichtung „Die kleine Schöpfung“, zu der Karl Caspar Bildchen zeichnete, ein gemühtstiefes Geschenk eines deutschen Dichterherzens an die Kinder. — Eine reine Freude bereitet das Bändchen „Deutsche Weihnachtslieder mit Noten und Bildern“, zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha, mit wunderschönen Wignetten von Willi Harwerth. Wer's noch nicht hat, muß es für nächste Weihnachten vormerken.

## Die unvollendete Revolution

Der Professor an der Universität Frankfurt und Leiter des Elsaß-Lothringen-Instituts, Paul Wengke, untersucht in seinem Buche „Die unvollendete Revolution 1848“ (München, F. Bruckmann. 32 Bildtafeln, 5 Textabbildungen, RM 7,80) grundlegend die Frage, wie wir heute die Revolution von 1848 zu beurteilen haben. 90 Jahre sind seit ihr verflossen, man fragt sich verwundert: erst 90 Jahre oder schon 90 Jahre, und muß wiederum feststellen, wie schnell im geschichtlichen und politischen Geschehen Werturteile wechseln. Zentral in der Forschung Wengkes steht immer die Frage der deutschen Einheitsbewegung, worüber nicht vergessen werden soll, daß er einer der tapfersten und wirksamsten Vorkämpfer für die Befreiung der Rheinlande gewesen ist. So versteht er es, aus seiner genauen Kenntnis darzulegen, wie hier die Klein- und die großdeutsche Lösung miteinander ringen. Die kleindeutsche Lösung steht unmittelbar vor der Erreichung des Zieles 1848, als ein gesamtdeutsches Parlament, in dem auch Deutschösterreich vertreten war, sich zu ihr bekannte. Geseitert ist diese Revolution neben der Unzulänglichkeit der meisten ihrer Vertreter an dem starken politischen Druck von außen und von innen. Dieses mit vielen zeitgenössischen

Bildern gut ausgestattete Buch ist von unmittelbarer Gegenwartsbedeutung, denn erst jetzt ist es möglich, die steckengebliebene Revolution in dem gesamtdeutschen Geschichtszusammenhang an ihren richtigen Platz und mit ihrer richtigen Wertung einzugliedern. Das Buch gehört zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Zeit.

Als Herausgeber und Mitarbeiter zeichnet Paul Wengcke für eine Vortragsfolge „Elsaß-Lothringen 1871–1918“, eine Schrift, die die Ergebnisse des großen „Reichslandwerkes“ und der gleichfalls vierbändigen „Heggs-Gedächtnisschrift“ weiteren Kreisen zugänglich macht. Wengcke selber handelt in seinem Vortrag — denn alle hier vereinigten Beiträge sind Vorträge des Elsaß-Lothringen-Instituts — über die Anfänge des Reichslandes; über Verfassung und Verwaltung, Recht und Finanzen schreibt Dr. K. Blaum-Oberursel, über Wissenschaft, Kunst und Literatur Professor Dr. Wolfram, über Kirche und Schule Dr. Christian Hallier, über das politische Leben zwischen dem Deutsch-Französischen und dem Weltkrieg Dr. Fr. Bronner und über Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Industrie Professor Wachtmann und der verstorbene Arbeitsamtsdirektor F. H. Hansen (Frankfurt, Morik Diesterweg). Die beigegebenen Abbildungen sind dem „Reichslandwerk“ entnommen. Die Nützlichkeit dieser gedruckten Vortragsfolge für die Erschließung dieses so wertvollen Stückes von Reichs- und Volksgegeschichte ist rückhaltlos zu bejahen.

## Bücher der Kunst

Im Rembrandt-Verlag, dem wir so viele sorgfältig vorbereitete und in ihrer Ausführung erstklassige Werke verdanken, ist eine Reihe von neuen Bänden erschienen: Bruno Kroll „Deutsche Maler der Gegenwart“ (160 Abb., 6 farbige Tafeln RM 7,80), ein Buch, in dem die Entwicklung der deutschen Malerei seit 1900 bis zur Gegenwart dargestellt wird. Dankenswerterweise sind Lebensdaten der aufgenommenen Künstler beigelegt. In der gleichen vorbildlichen Ausstattung erschien in der Reihe „Die Kunstbücher des Volkes“ von Walter

Passarge „Deutsche Werkkunst der Gegenwart“ (135 Abb., RM 7,80). Das Buch will nicht eine Gesamtdarstellung der deutschen Werkkunst der Gegenwart geben, sondern wählt aus den wichtigsten Gebieten gültige Proben aus, die sachkundig erläutert werden. Das Buch ist ein starkes Zeugnis für die Güte und das Verantwortungsbewußtsein deutscher Werkkunst. Sehr schön ist auch die Veröffentlichung von Heinz Ladendorf „Andreas Schlüter“ (170 Abbild., RM 7,80). Unter den aufgenommenen Abbildungen sind über hundert sehr gute Neuaufnahmen vom Schlüterschen Schaffen, die Erich Kirsten machte. Der Kunsthistoriker Hans Mackowsky gibt eine Darstellung der „Deutschen Kunst aus Nord und Süd“ (57 Abbild., RM 7,50). Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen des früheren Kustos der Berliner National-Galerie, der die staatliche Bildsammlung geleitet hat. Im ersten Teil behandelt er Preussisch-Berlinisches, im zweiten greift seine Arbeit auf das weitere Deutschland über in Würdigungen der beiden Rhoden, von Friedrich Wasmann, Spitzweg, Feuerbach, Hans Thoma, Sperl, Otto Faber du Faur und Fritz Werthold-Neuhaus. Dieser Ertrag eines reichen, der Kunst geweihten Lebens ist ein zuverlässiger Führer durch die Fülle deutschen Kunstschaffens. Carl Lamb schrieb über „Die Wies“, vielleicht die schönste und heiterste Barockkirche Deutschlands, das Lebenswerk von Dominikus Zimmermann, mit Bildern, die der frohen Schönheit dieses einmaligen Baues voll gerecht werden. Dominikus Zimmermann wurde bekanntlich 1685 in der Gemarkung von Wessobrunn geboren und starb 1786 in der Wies, von der er sich nicht mehr trennen konnte. Sein Schaffen, das uns auch in der Wallfahrtskirche von Schussenried und in anderen Bauten erhalten ist, ist deshalb so bemerkenswert, weil es ganz aus ihm selber wuchs und er ohne die eigne Kenntnis fremder Bauwerke aus den Kräften der Landschaft und des Volkes seine unvergleichlich deutschen Werke schuf. „Das Werk Michael Pachers“ beschreibt Eberhard Hempel (Wien, Otto Schroll & Co., RM 5,80). Auf 88 Ta-



feln, denen ein farbiges Titelbild sich zugesellt, besteht in überzeugender Fülle, verständnisvoll erläutert, das Werk des Tiroler Künstlers, das in jeder Einzelheit das große Können und die tiefe Frömmigkeit Pachters erhärtet.

Eine sehr vergnügliche Angelegenheit ist das „Högfeldt-Buch“ (Berlin, Neff. 36 farbige Tafeln, 22 Schwarzbilder), in dem die köstlichen Phantasien des schwedischen Malers, für die der Professor an der Universität Stockholm, Cornell, prachtvolle Worte der Einführung fand, in ihrem krausen, befreienden und oft auch unheimlichen Humor eine herrliche Wiedergabe finden. Man muß an Wilhelm Busch denken, und doch ist hier etwas ganz Eigenes, das durch Vergleichen mit andern in seinem Wesen nicht zu erschöpfen ist, das aber so kräftig ist, daß seine Einbürgerung in Deutschland als sichergestellt gelten darf.

Eine neue Sammlung unter dem Titel „Meisterwerke“ beginnt in einzelnen Veröffentlichungen zu erscheinen. Eine solche Sammlung, die sich an die weitesten Kreise wendet, ist nur dann berechtigt, wenn einmal die Auswahl von wirklichen Kennern des Stoffes erfolgt und zum anderen die Reproduktionen gut sind. Die Zeit gemüts-tiefer Ölbrücke ist für immer vorüber. Für diesen neuen Versuch, der durch 6 Bände sich dem Urteil unterwirft, gelten diese Voraussetzungen. Der niedrige Preis von RM 1,80 ermöglicht den Erwerb dieser ausgezeichnet und sorgfältig ausgewählten Bändchen jedem. Vorliegen aus der Reihe „Malerei“, „Rembrandt“, „Lukas Cranach“, „Spanische Maler“ — es werden El Greco und Goya behandelt — und in der Reihe „Plastik“, „Zeit Stof“, „Donatello“ und „Rokoko“ (Berlin, Gustav Weise). Der Herausgeber dieser Sammlung ist Herbert Wolfgang

Kaiser, Mitarbeiter Heinrich Abel, Rolf Hefisch, Werner Klaus, E. F. Müller und Alexander von Reizenstein.

In „Meyers Bunten Bändchen“ ist erschienen der „Passionsaltar im Dom zu Lübeck“, eingeleitet von Professor Dr. Hans Schröder (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 0,90). Sehr schön ist die aufklappbare Wiedergabe des Altarschreines. — In den „Silbernen Büchern“ ist als 9. Band erschienen „Vincent van Gogh, Blumen und Landschaften“, eingeleitet von Alex. Börner (RM 2,80). Auch dieser Band zeigt in seinen 10 farbigen Tafeln und 8 Abbildungen nach Ölgemälden und Bildern des Künstlers die gleiche Sorgfalt in der Wiedergabe, die wir an dieser Sammlung schon öfters rühmen konnten. Börners Einführung trifft überall das Wesen dieses Künstlers, der uns durch eine sehr wichtige Veröffentlichung erneut nahegebracht wird: Vincent van Gogh „Briefe an den Maler van Rappert“, (Wien, Bermann-Fischer, 254 S.). Die Übertragung dieser Jugendbriefe ist von Josef Frisch; zehn Bildtafeln in Kupfertiefdruck sind beigegeben, dazu einige Faksimile.

Der Kultur Hamburgs im Großbürgertum gilt das Buch von Paul Th. Hoffmann „Die Elbschauffee“ (Hamburg, Broschek & Co. 32 Bildtafeln, ein Plan und Karte. RM 8,50). Diese Biographie einer Straße, der vornehmsten Straße Hamburgs, in der einen Wohnsitz zu haben Lebensziel aller Aufwärtsstrebenden war, gibt nicht nur fesselnd erzählte Beschreibungen berühmter Landsitze, sondern darüber hinaus Lebensbeschreibungen und Schicksale ihrer Besitzer. Das Buch ist ein wichtiger und notwendiger Beitrag zur Geschichte des hanseatischen Bürgertums. Gärten, Männer und Geschicke stellt auch Kasimir Edschmid in seinem neuesten

Bad  
**Ems**

Katarrhe  
Asthma  
Pauschalkuren

Bad  
**Ems**

Golf  
Tennis  
Wassersport



Buche „Italien“ dar (Frankfurt, Societätsverlag. 24 Bildseiten, RM 6,80). Im Vordergrund steht Florenz, weiter berücksichtigt das Buch das Grabmal des Petrarca, Landschaften an den oberitalienischen Seen, Padua, Verona, Vicenza, Modena, Cremona, Chiari und Vercellia. In der Landschaft erstreckt in lebendigen Visionen die Geschichte Italiens. Die Bildbeigaben sind nach eignen Aufnahmen Edschmids gemacht.

Bewußt setzen wir unter die Bücher der Kunst das neue Werk von Karl Foerster „Gartenfreude wie noch nie“ (Berlin, Verlag der Gartenschönheit), denn dies kleine „Gartenrägerlexikon“ gibt mit seinen rund 400 ein- und mehrfarbigen Bildern so viel Schönheit und die Möglichkeit, selbst Schönheit um sich herum zu schaffen durch die praktischen Anleitungen des auf eine Fülle von Erfahrungen und zu gleicher Zeit auf magisches Wissen gestützten Verfassers, daß hier ein Stück Kunst verkörpert wird.

## Von gestern und heute

Eine wertvolle Gabe unter dem vielen Guten, was wir dem Verlag Ernst Heimeran (München) verdanken, ist die Ausgabe „Lateinischer Gedichte“ von Horst Rüdiger, in der neben dem lateinischen Urtext die besten Übertragungen deutscher Dichter gesetzt sind. Diese Sammlung ist das würdige Gegenstück zu den „Griechischen Gedichten“, bei deren Herausgabe in der gleichen Weise verfahren wurde. Die Auslese beweist sowohl die gründliche Kenntnis des Stoffes wie den feinen Geschmack in der Auswahl der guten deutschen Übersetzungen. — Im gleichen Verlage erschien eine Ausgabe von Petronius' „Das Gastmahl des Trimalchio“ in der deutschen Übersetzung von Carl Hoffmann, die dieses köstliche

Werk in meisterhafter Form einleitet. Auch hier steht wiederum der deutsche dem lateinischen Text gegenüber. — Vergils Eklogen sind von Goek von Preezow ins Deutsche übertragen: „P. Vergilius Maro, Eklogen“ (Basel, Benno Schwabe. 85 S.). Auch diese Übertragung, die sich der Übersetzung von Vergils Aeneis' des gleichen Autors würdig an die Seite stellt, ist ausgezeichnet.

In Auswahl gibt Heinrich Niewöhner Mären und Schwänke des 13. Jahrhunderts heraus „Neues Gesamtabenteuer“ nach Fr. H. von der Hagens berühmter Sammlung (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Brosch. RM 10, —). Eine wissenschaftliche Arbeit von hohem Rang, die es mit Recht wagen darf, den verpflichtenden Namen von Gustav Roethe in der Widmung zu tragen. Roethe hatte angeregt, dieses deutsche Gegenstück zu Chaucers „Canterbury Tales“, dem Dekameron von Boccaccio und Bédiers „Les Fabliaux“ mit derselben Sorgfalt zu behandeln, wie es die anderen Völker bei solchen Schätzen der eignen Literatur getan haben. Die Gesamtausgabe ist auf drei Bände berechnet; im ersten Bande ist das erste Drittel der vorgesehenen Texte enthalten, die im ganzen 112 Stücke bringen werden.

Das Lebensbild Dantes, wie es Guido Manacorda in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1936 entwickelte, ist jetzt in einer vorbildlich gedruckten Ausgabe erschienen (Berlin, Weisobrunner Verlag. 42 S. RM 4,80) mit Abbildungen der Holzschnitte nach Federzeichnungen von Botticelli: „Dante“. — Eine willkommene Ergänzung bietet die Schrift von Walter Goek „Das Dantebildnis“ mit 18 Tafelbildern (Weimar, H. Böhlau Nachf. 43 S.), erschienen in den Schriften der deutschen Dante-Gesellschaft, in der mit gründlicher Kenntnis die überlieferten und

**BAD SCHWALBACH** im Taunus **SCHLANGENBAD**

**Stahl- und Moorbad für  
Herz und Frauen**

**altberühmte Heilbäder  
neuzeitlich gestaltet**

**Nervenbad  
Thermalschwimmbad**

bekannten Dante-Bilder zusammengestellt und erläutert sind.

Eine köstliche Gabe ist die Sammlung von Anachronismen von Homer bis in unsere Zeit, die Hanns Braun unter dem Titel „Hier irrt Goethe — unter anderen“ zusammengestellt hat (München, Ernst Heimeran. 122 S.), das man jedem Freunde des Humors, besonders des unfreiwilligen, dringlichst empfehlen kann. Be-teiligt sind an diesen „Zeitschnigern“, wie der Verfasser statt Anachronismen sagen möchte, sehr erlauchte Figuren der Welt-literatur aus allen Völkern, auch Zeitgenos-sen sind nicht vergessen.

Nestroys Werke in einer Auswahl gab Franz H. Mautner heraus „Johann Nestroy. Ausgewählte Werke“ (Wien, Otto Lorenz. 8 Tafeln, 1 Bildnis. 496 S.). Aufgenommen sind alle die Stücke, die heute noch auf dem Theater lebendig ge-macht werden können, dazu eine ganze Reihe von Monologen, Couplets und Aphorismen, auch einige Melodien. Die Ausstattung dieses Buches ist gut.

Der Verlag Neclam (Leipzig) setzt seine neue illustrierte Reihe mit drei Bänden sehr erfolgreich fort: Konrad Ferdinand Meyers „Novellen“ mit 36 Holzschnit-ten von Karl Stratil, E. Th. A. Hoff-manns „Erzählungen“ mit 50 Zeich-nungen von Fritz Fischer und Brüder Grimm „Märchen“ mit 77 Zeichnungen von Werner Lust. (Jeder Band RM 3,75). Diese Ausgabe der Märchen ist besonders interessant und wesentlich, weil Werner Lust mit sehr starkem Gefühl für den wahren Wesensgehalt der Grimmschen Märchen eine neue Art der Illustration ge-wählt hat, die diesen Schätzen deutschen Geistes besser gerecht wird als vernied-lichende und Süßlichkeit nicht meidende Bilder. Die aus tiefem Wissen um das Leben und sein wirkliches Gesicht geschöpf-

ten Märchen erfahren hier eine ausgezeich-nete Interpretation, die um die harten Wahrheiten, die das Leben täglich lehrt, nicht herumredet.

Ruth Sieber-Nilke und Carl Sieber haben einen neuen Band von „Kainer Maria Nilles Briefen“ herausgebracht (Leipzig, Inselverlag. 421 S.). Er umfaßt die Briefe aus den Jahren 1914—1921 und soll vorläufig der letzte Band dieser Veröffentlichung bleiben. Die Briefe gehören zu dem Er-greifendsten an Briefliteratur, was die Welt überhaupt kennt. Aus der vernichten-den Erschütterung durch den Krieg, die hier deutlich wird, erleben wir in den Briefen den Neuaufbau seines Lebens zur größten Reife seines Schaffens.

Eine kurze „Geschichte der deutschen Literatur“ von den Anfängen bis zur Gegenwart schrieben Ludwig Erich Schmitt, Ernst Lehmann und Albert Hauens (Leipzig, Bibliographisches Insti-tut. 16 mehrfarbige Tafeln, 112 Abbild. RM 4,80). — „Deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart“ gibt Hellmuth Langenbucher heraus. Sie enthält eine Einführung und ausge-wählte Textproben vom Hildebrandlied bis zum zeitgenössischen Schaffen (Berlin, Ver-lagshaus Bong & Co. RM 4,80). — Etwas Neues versucht die „Deutsche Dichtung seit hundert Jahren“ von Bibliotheksdirektor Dr. Beer (Stuttgart, Franck'sche Verlagsanstalt). Sie be-schränkt sich auf die Dichtung der letzten hundert Jahre und will die Dichtung als Lebensmacht zeigen. Beer ordnet die Dich-tung danach ein, wie sie die ihr gestellte Aufgabe unserem Volke gegenüber erfüllt. Sie will dem Leser nicht das Lesen ab-nehmen, sondern ihn gerade durch richtige Anleitung zum Lesen der Quellen selber führen.

# Wiesbaden

Das internationale Heilbad  
am Taunus und Rhein

## Rheuma / Gicht / Stoffwechsel

Höhepunkt d. Saison: Wiesbadens Maiwochen

## Frühling — Freude — Festlichkeit

❖❖❖❖❖❖❖ 26. April bis 29. Mai ❖❖❖❖❖❖❖

Einzeluntersuchungen gelten „Schillers Welt- und Lebensanschauung“, die dargestellt wird in einer kenntnisreichen und feinsinnigen Auswahl aus seinen Werken und Briefen von Leonore Lemp (Weimar, Hermann Böhlau, 248 S.). — Hermann Christian Mettin zeichnet in seiner Schrift „Der politische Schiller“ ein Bild Schillers ganz vom Politischen her (Berlin, Theaterverlag Albert Langen und Georg Müller. RM 2,40). — Hans Kern stellt „Die Seelenkunde der Romantik“ dar (Berlin, Widukind-Verlag), erschienen in der Folge „Das deutsche Leben“, der Schriftenreihe biogentrischer Forschung, die Hans Eggert Schröder herausgibt und die Ludwig Klages' Lehre auf alle Lebensgebiete anwenden will. In der gleichen Reihe erschien eine Würdigung Kellers von Erwin Ackerknecht „Gottfried Keller“. — Louise von François' Erzählungen „Aus einer kleinen Stadt“ gibt mit einem Geleitwort Fritz Deding heraus (Weisenfels, Leopold Keil) in der Reihe der heimatkundlichen Schriften, enthaltend „Erinnerungen aus einer kleinen Stadt“, „Potsdam“, „Die Krippe“, „Die Benneckensteiners Marlene“, „Von einem lustigen Nönnlein“. — Im gleichen Verlage und in der gleichen Reihe erschien eine ebenfalls von Fritz Deding zusammengestellte „Bibliographie der Louise von François“.

## Ein deutsches Legendenbuch

Barthold Blund und Ernst Adolf Dreyer haben aus dem zeitgenössischen Dichterschaffen in sieben Abschnitten eine Zusammenstellung deutscher Legenden-Dichtung der Gegenwart veranstaltet. „Das deutsche Legendenbuch“ (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 196 S.). Die Abschnitte sind: Die Kunde; Tag und Traum; Von den Müttern; Natürliches Leben; Geheiligtetes Leben; Tod und Erlösung; Geheimnis des Seins. Aufgenommen sind Legenden von Friedrich Alfred Schmid Noerr, Hermann Stehr, Hans Friedrich Blund, Ina Seidel, Heinrich Wolfgang Seidel, Karl Röttger, Friedrich Schnack, Josefa Verens-Totenohl, Kurt Eggers, Richard Euringer, Josef Martin Bauer, Otto Heuschke, Wilhelm Schmidhonn, Max Well, Josef Magnus Wehner, Hans Frand, Paul Gurf, Hermann Eris Busse, August Winnig, Will Vesper, Julius Zerzer, Emanuel Stidelberger, Erich Brautlacht, Kurt Arnold Findeisen, Karl Bröger, Barthold Blund und einigen andern. Die Herausgeber haben eine Einleitung vorangestellt, in der sie feinsinnig das letzte Wesen der Legende erforschen. Der Eindruck des Ganzen ist ein starker, und es ist ein guter Gedanke zu wissen, wie viele unserer Besten um diese hohe Kunstform ringen, deren Ziel „der Friede der Frömmigkeit“ ist.

Rudolf Pechel.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Oberbürgermeister a. D. Dr. Goerdeler, Leipzig — Dr. Walter v. Glat-Wellenburg, München — Landrat a. D. Hans Otto Glahn, Berlin — Dr. Heinz Küpper, Weiden bei Köln — Major-General Lionel E. Dunsterville, Florenz — Dr. Walter Wehe, Berlin — Felicitas v. Reznicek, Berlin — Gerhart Pohl, Wolfshau/Niesengebirge — Dr. Werner Wirths, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirmmeister, Leipzig • DL I. Bj. 1938: 3703 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.





# Deutschland ist schön, erleben Sie es mit dem prächtigen Deutschland-Handbuch

von Dr. Hans Pflug. 700 Seiten mit 130 Abbildungen, 39 Zeichnungen und einer mehrfarbigen Bildkarte von Deutschland. In Leinen RM. 6.50. — Eine lebendig geschriebene Landschaftskunde unter Berücksichtigung des geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Hintergrundes, sowie ein Deutschlandlexikon.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

## August Winnig

Zum 60. Geburtstage erschien in der Universal-Bibliothek

### *Im Kreis verbunden*

Erzählungen. Mit einem autobiographischen Nachwort. (Nr. 7390.) Kart. 35 Pf., im Künstler-Pappbd. 75 Pf., im Meisterband (Gzln.) RM. 1.—. Dieses Buch offenbart die volthafte Art von Winnigs Dichtertum in beglückender Weise aufs neue. Die Seele des Volkes, der einfachen Leute aus dem Harz, lebt in diesen Erzählungen, die gerade in ihrer Schlichtheit tief ergreifen. In Tragik und Humor, in dramatischem Geschehen und besinnlicher Legende zeigen sie die herzenswarme Tiefe und die reine ethische Kraft des Dichters.

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

# Deutsches Volk

24 Einzeldarstellungen deutscher Volksstämme und Volksgruppen  
herausgegeben von A. Hilfen Ziegfeld

Band 1 Deutsche Volksordnung.	Band 13 Wir Ostmärker!
*Band 2 Wir Friesen!	*Band 14 Wir Preußen!
*Band 3 Wir Niedersachsen!	*Band 15 Wir Schlesier!
Band 4 Wir Westfalen!	*Band 16 Wir Sudetendeutsche!
*Band 5 Wir Alemannen!	*Band 17 Wir Bayern!
*Band 6 Wir Hessen!	Band 18 Wir Österreicher!
*Band 7 Wir Thüringer!	Band 19 Wir Franken!
*Band 8 Wir Sachsen!	Band 20 Wir Saarpfälzer!
*Band 9 Wir Brandenburger!	Band 21 Wir Rheinländer!
Band 10 Wir Berliner!	Band 22 Wir Deutsche im Donaauraum!
Band 11 Wir Mecklenburger!	Band 23 Wir Deutsche des Ostens!
Band 12 Wir Pommern!	Band 24 Deutsche wandern in die Welt!

Jeder Band ist mit rund 90 Karten und Zeichnungen bebildert

\* bereits erschienen

„Ich freue mich, hier die obige Sammlung anzuzeigen, die durchaus neu und mit einer volkspolitischen Weitsicht vor jeden Deutschen hintritt, der Heimat und Volk nicht nur kennenlernen, sondern auch erleben will. Jeder Volksstamm wird in seinem Werden erforscht und in seiner ganzen Wesensart als geistiger Ausdruck im Antlitz der Nation ausgedeutet und aufgespürt. Volksstamm als lebendige Kraft und Wirklichkeit, als Seele und Schicksal im Volksganzen. Das ist ein Gesichtspunkt, der durchaus neu und vor allem samenhaft ist. Darin liegt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht nur des Stammes, sondern des gesamten Volkes. Nehmen wir noch die lebendige, beschwingte Darstellungskraft, die nichts, wirklich nichts mit den lederen Aufzeichnungen der ‚Heimatlücher‘ zu tun hat, so können wir nur sagen: Hier sind Hausbücher der Deutschen. Hier ist, im wahrsten Sinne des Wortes, die riesige Stammtafel eines jeden deutschen Stammes.“ Max Jungnickel

Bei Substriptionsbezug gilt ein Einheitspreis von RM. 3.90 pro Band.

Einzelpreise je nach Umfang. — Bitte fordern Sie Prospekte an!

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG EDWIN RUNGE / Berlin=Tempelhof, Paradeplatz 9





**Wollen Sie einen Blick tun hinter die Kulissen der großen Politik? Dann lesen Sie**

**HERBERT VOLCK**

## *Ol und Mohammed*

„Der Offizier Hindenburgs“ im Kaukasus

*Ein atemraubender Bericht des Mannes, der aus Sibirien floh, um für Deutschland das Erdöl von Baku zu erobern!*

350 Seiten. Steif brosch. RM. 3,50, Leinen RM. 4,50  
Durch jede Buchhandlung. Prospekt frei!

**KORN-VERLAG · Breslau**



**Jetzt in zweiter, verbesserter Auflage**

## **Der Sprach-Brockhaus**

Das erste bebilderte vollständige deutsche Wörterbuch  
1524 Spalten Text mit über 5400 Abbildungen

**Ganzleinen 5 Mark**

Die praktische Sprachhilfe für jeden, der Deutsch spricht, liest, schreibt, lernt, lehrt

In jeder gutgeleiteten Buchhandlung unverbindlich einzusehen  
**F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG**



Dein Mitgliedsbeitrag zur  
**ASD** dient der Betreuung  
von Mutter und Kind und  
damit dem Leben unseres Volkes.

### **FRÜHJAHRNEUERSCHEINUNGEN 1938**

#### **Melchior Vischer / Männich**

Feldherr, Ingenieur, Hochverräter  
Mit 12 Bildseiten (576 Seiten) Ganzleinen RM. 12.—  
Eine Biographie aus der Zeit Peters des Großen von Rußland

#### **Richard Wilhelm / Die Günderrode**

Dichtung und Schicksal  
Mit 8 Bildseiten (168 Seiten) Ganzleinen RM. 3.80  
Mit Behutlichkeit hat Richard Wilhelm in diesem Buch das Bild der Günderrode vom Staub gereinigt und ihm seine eigene Leuchtkraft, seine organische Wärme wiedergegeben.

**Soletäts-Verlag, Frankfurt a. Main**

*Dr. Lahmanns*  
*Laboratorium Weißer Hirsch*  
— DRESDEN

**PHYSIKALISCH-  
DIÄTETISCH-  
HEILANSTALT**

6 Fachärzte / Modernste Kurmittel  
Ganzjähr. geöffnet / Waldgolfplatz!



**Bücher  
und  
Brot  
tun beide  
not.**

### **BEILAGENHINWEISE**

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatschrift „Deutsche Rundschau“ sind Prospekte von nachstehenden Verlagshäusern beigegeben:

**Eugen Diederichs Verlag, Jena;**  
**Paul List, Verlag, Leipzig;**  
**Anthorische Verlagsbuchhandlung, Leipzig.**



**Reiseziele  
für Juni bis  
September**

Ind.: Asthma, Konstitution, Schwäche, Anfälligkeit, Katarhe der Luftwege, Skrofulose.

#### **Kurmittel**

kalte und warme Seebäder, Luft- u. Sonnenbäder, Meerwasserinhalationen usw. — z. T. Schlickbäder.

„Reisewinke“ durch den Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland Emden



# Moderne österreichische Erzähler

*Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek*

- Alfons von Czibulka: Die Handschuhe der Kaiserin. Novellen. Nr. 7156. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf.
- Friedrich von Sageru: Der Marterpfahl. Novelle. Nr. 6533. Kartoniert 35 Pf., geb. 75 Pf.
- Franz Karl Ginzkey: Brigitte und Regine. Novellen. Nr. 6453. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Rudolf Greinz: Lustige Tiroler Geschichten. Nr. 5100. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf. — Die Steingruberschen. Der Kooperator. Tiroler Bauerngeschichten. Nr. 3186. Geh. 35 Pf.
- E. von Handel-Mazzetti: Der Richter von Steyr. Erzählung. Nr. 6454. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Robert Hohlbaum: Von ewiger Kunst. Novellen. Nr. 6455. Geheftet 35 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Mirko Jelusich: Streit um Agnes. Erzählung aus der Stauferzeit. Nr. 7346/47. Kartoniert 70 Pf., gebunden NM. 1.10
- Max Mell: Morgenwege. Erzählungen und Legenden. Nr. 6456. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Adam Müller-Guttenbrunn: Das idyllische Jahr. Nr. 6721. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf.
- Josef Friedrich Pfenkig: Der Guslaspierer. Erzählung. Nr. 7305. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —. — Siebenruh. Novelle. Nr. 6536. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Erwin H. Mainaker: Die Botin. Erzählung. Mit Holzschnitten von Fritz Stein. Nr. 7366. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Karl Schönherr: Die erste Beicht. Novellen. Nr. 6459. Kartoniert 35 Pf.
- Karl Hans Strobl: Der betrogene Tod. Erzählung. Nr. 6460. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —
- Hans Wagnik: Ungebeugtes Volk. Erzählungen. Nr. 6538. Kartoniert 35 Pf., gebunden 75 Pf., im Meisterband (Ganzleinen) NM. 1. —

---

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG